



Berlin, den 25. November 1901.

Humanität im Kriege.*)

Ein seltsamen Zwiespalt der Geister sehen wir heute. Fast überall geistiger Imperialismus, Hang zur Weltpolitik, Betonung des geschichtlichen Rechtes der tüchtigeren Rasse oder Nation, Abweisung aller Sentimentalität im Verkehr der Staaten, Betonung des Werthes der „That“, selbst der brutalen; neben schwachen Friedentendenzen Verherrlichung des Krieges als einer dauernden geschichtlichen Nothwendigkeit. Und dennoch gesteigerte Empfindlichkeit gegenüber Allen, was aus dem Rahmen der friedlichen, geselligen, humanen Kultur herausfällt oder herauszufallen scheint. In Deutschland zeigte sich dieser Zwiespalt schon seit Jahren in der Beurtheilung des Verhaltens der Kolonial-Beamten und Offiziere. Vereinzelt vorgekommene Schandthaten sind zu verdammen; aber zu selten macht man sich die Alternative klar: entweder will man kräftig behauptete, erweiterte Kolonien, mit entschlossener Zurückdrängung, Beherrschung, Ausnützung uncivilisierter Stämme, — oder man will sie nicht. Will man sie, dann muß man auch die Mittel wollen: eine Herrenpolitik, verwirklicht durch Herrenmenschen mit starkem Temperament, nicht vollgepfropft mit Reglements, voll Löwenmuthes, der sich nicht leicht mit Lammsgeduld paart. Sanfte, fromme, korrekte Paragraffenmenschen setzen sich nicht gerade gern vereinzelt unter Tausende von halbtierischen, blutdürstigen Wilden. Und wenn sie es thun, nützen sie dem Vaterlande gewöhnlich wenig.

Rehnlisch ist im Kriege. Schon von der Schulzeit an, begünstigt durch die neueste Tendenz unseres Geschichtsunterrichtes, fest sich bei vielen

*) Diese sehr unzeitgemäßen Betrachtungen, die manchem Jovumüthigen nicht gefallen werden, stammen von einem Manne, der dem preussischen Offiziercorps angehört und den Krieg gegen Frankreich mitgemacht hat.

kleinen und großen Kindern ein Lichtbild des Soldatenlebens im Felde fest: Morgen- und Abendgebet, Choräle oder die „Nacht am Rhein“ vor und nach dem Gefecht, den Tod verachtende Tapferkeit, Ertragen der grausigsten Schmerzen ohne Klage laut, strengste Disziplin, unsägliche Güte und Ritterlichkeit gegen Nichtkombattanten, namentlich Frauen und Kinder, keusches, ständiges Gedenken der heimischen Gattin oder Braut, ängstliche Scheu vor jeder unnützen Beschädigung oder gar Aneignung fremden Eigenthumes. Damit ja Alles recht reinlich zugehe, stellt sich die Jungfrau auch die Wunden in der Stirn oder höchstens in der Brust vor; sie sehnt sich, als Staf-fage diesem erhebenden Willen zu nahen. Und wenn sie dann hinkommt, passiren wohl so köstliche Geschichten wie die jüngst vom Kap gemeldete. Eine freiwillige Pflegerin, die eben erst den Dienst angetreten hat, sieht sich schüchtern um, will sich nützlich machen und tritt endlich an das Bett eines schwer verwundeten Soldaten: „Soll ich Ihnen vielleicht das Gesicht waschen?“ Tommy: „Gern, Miß, wenn es Ihnen Vergnügen macht. Uebrigens haben die Damen es mir heute früh schon fünfmal gewaschen.“ Lieft man aber zu Hause den Brief des jungen schottischen Freiwilligen vor, der aus seinem Heind allein rund fünfhundert Flöhe absucht, dann heißt es: „Pfu!“ Und man will von der ganzen Geschichte nichts mehr hören.

Wenn es die Flöhe allein wären! England so wenig wie Deutschland oder ein anderes Reich kann Armeen von Helden und Engeln ins Feld schicken. Auch das Friedensheer besteht nicht nur aus Lichtgestalten. Sicher ist das sittliche Niveau der Truppen bei uns das höchste, nicht sowohl wegen allgemeiner Ueberlegenheit des Volkscharakters als wegen der fest eingewurzelten allgemeinen Wehepflicht, wegen der Beimischung den gebildeten Klassen Angehöriger, wegen des vorzüglichen Materials und der strengen Zucht und Arbeit des Offiziercorps. Wohl darf man den Dienst im Heere die Hohe Schule jedes Deutschen nennen. Als aber in einer öffentlichen Rede einmal diese Bezeichnung gebraucht wurde, sagte ein sehr konservativer, sehr frommer, mit dem Eisernen Kreuz geschmückter Geistlicher, jetzt in höherem Kirchenamt: „Leider ist die Armee auch für Hunderttausende junger Burschen die Hohe Schule der Böllerei, der Unzucht und vieler anderen Laster.“ Vielleicht könnten die Vorgesetzten solchem Treiben noch wirksamer wehren. Den Thoren, die jetzt den General von Lindequist wegen seines Einschreitens gegen unflätige Lieder verhöhnen, wäre zu wünschen, daß sie einmal in den Bezirken anderer Armeecorps mit ihren Frauen und Töchtern eine marschirende und singende Truppe ein paar Stunden lang begleiten müßten. Trunk und Unzucht spielen in allen Heeren eine große Rolle. Das lehren die wissenschaftlichen Schriften und namentlich die künstlerischen Schilderungen, die sich von der Wirklichkeit nicht entfernen. Man denke für die französische Armee

an Zolas *Débâcle* und den Unteroffizierroman von Descaves, für die englische an den fast unübertroffenen *Maler* von Soldatentypen, Kipling, der dabei doch seine Landsleute verherrlichen will. Für deutsche Verhältnisse fehlt es an Darstellungen von so passender Plastik; es steht auch thatsächlich bei uns besser. Immerhin bleiben genug dunkle Punkte. Und wie könnte es anders sein beim Zusammenleben Tausender von jungen Männern, die gut genährt, nach den besten Grundsätzen der Hygiene beschäftigt sind und dabei doch manche Freistunden haben, voll überschüssiger und überschäumender Kraft und meist nicht gebildet genug, um edle Genüsse aufzusuchen?

Diese Massen nun ziehen in den Krieg. Das heißt: sie scheiden aus den gewohnten Verhältnissen der Geselligkeit, sie sollen Menschen und Sachen zerstören, die härtesten Anstrengungen und Entbehrungen werden ihnen zugemuthet, dann sehen sie sich wieder im Ueberfluß, schon die nächste Zukunft ist ungewiß, die nächste Stunde kann schreckliche Verstümmelung, Tod, Gefangenschaft bringen. Da werden in Jedem brutale Instinkte geweckt und es fragt sich nur, ob Disziplin und eigene sittliche Kraft so stark entgegenwirken, daß die Grenzen des legitimen Zerstörens reinlich eingehalten werden. Auch der Gebildete ist nicht gefeit. Wer kann ohne Grauen lesen, wie in Kiplings *The Light that failed* der blind gewordene *Maler* und Kriegskorrespondent nur einmal noch das Niederknallen der Feinde zu hören sich sehnt und, da es dazu kommt, jauchzend schreit: *Give them hell!* Demen aber, die hierin einen spezifisch englischen Zug sehen, sei ein kleines Bild aus der Belagerung von Paris vorgeführt. In den letzten Wochen des Jahres 1870 spazirte bei klarem Wetter, um die Mittagszeit, ein junger Offizier mit Vorliebe zu einem detachirten Unteroffizierposten hinaus, wenn seine Compagnie ihn stellte, ließ sich ein Gewehr geben und schoß aus einer Scheune, selbst völlig gedeckt, Distanz vier- bis fünfhundert Meter, auf einzelne Franzosen oder auch Ablösungen. Er war ein vorzüglicher Schütze und behauptete mehrmals, getroffen zu haben. Solche Schießerei war militärisch völlig zwecklos, ja, schädlich, störend für die den zurückliegenden Truppen nöthige Ruhe und deshalb verboten. Der Offizier schoß genau so trieb- und sportmäßig, wie man auf Hasen schießt oder sich vor der Scheibe übt. Dieser Lieutenant war einer der begabtesten und gebildetsten Offiziere der Armee, hat den Generalstab mit glänzendem Erfolge durchlaufen und ist ungewöhnlich früh Excellenz geworden. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß er sich je über seinen damaligen Sport mit lebenden Menschenscheiben Gedanken gemacht hat. So wirkt der Krieg selbst auf die Besten. Und weil er so wirkt, ist es verfehlt, von oben her die Triebe der Härte, des Blutdurstes, der Zerstörung noch besonders zu wecken. Die schwere, oft undurchführbare Aufgabe der Führer ist vielmehr, solche Triebe einzudämmen. Steigt „der Geruch des

Blutes in die Nase“, dann braucht man übermäßige Weichheit nicht zu fürchten; so war es vor achtzehnhundert Jahren, zur Zeit von Frentags Ingo, so blieb es bis übers Mittelalter hinaus und so ist es noch heute.

Dabei kann es wohl vorkommen, daß in Perioden der Ruhe der gemeine Mann, der nicht genügend für die Zukunft vorsorgt, der Nutzen und Schaden nicht abzuwägen versteht, sich geradezu sentimental zeigt. Sein Leben ist augenblicklich nicht bedroht, er hungert, durstet, friert gerade nicht: da begreift er die gegen Personen und Sachen angewendete Strenge nicht, schmilzt bei Klagen und Jammern hin, tadelt die Vorgesetzten, die beharren, um ihn für morgen, für später, um seine Kameraden anderswo vor jenen Gefahren zu bewahren. Kaum war die Grenze überschritten, da galt im August 1870 ein preussischer Referendar und Unteroffizier seinen Polacken und Breslawern als „Hunne“: er hatte drei Nächte im Eisenbahnwagen zugebracht, war den Tag über marschirt, brauchte für morgen seine volle Kraft und nahm deshalb das Bett für sich in Beschlag, das der Bauer wohl für die eine Nacht mal entbehren konnte. Die Korporalschaft, die im Eisenbahnwagen geschmarcht hatte und auf der Streu wieder schmarchen würde, schenkte dem aus raffiniertem Luxusbedürfnis schmählich beraubten Quartiergeber ihr volles Mitleid.

So findet man auch bei den neuerdings aus China und namentlich aus Südafrika als grausam gemeldeten Handlungen kritiklos Verschiedenartiges durcheinander geworfen. Wenn die Engländer gefährdete Eisenbahnzüge von Notabeln der Feinde begleiten lassen, so thun sie nur, was die Deutschen anno 70 vielfach gethan haben, und man müßte sich eher wundern, daß dieses völkerrechtlich nicht zu verwerfende Mittel erst so spät wieder hervorgefucht worden ist. Dagegen wird wohl Jeder mit Abscheu die Nachricht hören, daß englische Soldaten im Gefecht gefangene Frauen und Kinder der Buren vor sich hingestellt haben sollen, um die Feinde vom Schießen abzuhalten. Der Unterschied ist juristisch nicht ganz leicht zu formuliren, für das Gefühl aber schnell greifbar: dort ein mehr heimtückisch erscheinendes, ohne eigene Exponirung mit technischen Mitteln gegen die Bahntransporte gerichtetes Verhalten des Feindes, sehr schwer abzuwehren, — hier offener Kampf, bei dem beide Theile die Haut zu Markte tragen. Ferner die Tendenz, Frauen und Kinder unter allen Umständen immun zu halten, ihre Bedrückung in keinem Falle als Kriegsmittel zu verwenden. Dann wieder muß man über die Leute staunen, die sich entrüsten, weil die Kapkolonisten, die für die Freistaaten gekämpft haben, als Landesverräther bestraft werden.

Die Steigerung der Empfindlichkeit gegen früher, das beständige Aufzuden des Mitgefühls wird begünstigt durch die schnelle, detaillirte und möglichst wirksam gefärbte Berichterstattung, die heutzutage auf Tausende von Meilen jedes markante Geschehniß Millionen von Lesern brühwarm ver-

mittelt. Nicht gleich hoch steht die Zuverlässigkeit der Nachrichten. Selbst nach Jahren noch, wenn die Journalisten längst die Aufgabe den Geschichtschreibern abgetreten haben, bleibt es schwer, die Wahrheit zu ermitteln. Noch heutzutage steht in Frankreich unter Millionen die Ueberzeugung felsenfest, daß die Deutschen sich 1870 als barbarisch haufende Horden gezeigt, Gewaltthätigkeiten gegen Personen und Sachen verübt, zahllose Kostbarkeiten gestohlen, gefengt und geplündert haben. Mit verletzender Deutlichkeit hat eben erst der General Boyron das angeblich höhere Niveau seiner Truppen in einem Brief an den Grafen Waldersee hervorgehoben. Aber auch in der ganzen angelsächsischen Welt, in Rußland und anderswo sind annähernd ähnliche Vorstellungen von unserem Verhalten während des letzten Krieges verbreitet. Jedem, der Englisch versteht und mit Engländern in Berührung kommt, tritt als die innige Ueberzeugung vieler wahrheitsliebenden und gebildeten Briten entgegen, sie verfahren jetzt in Südafrika milder als wir damals in Frankreich. Bloße feierliche Proteste, die uns als Engel, die Engländer als Teufel hinstellen, werden dagegen wenig helfen. Eben so wenig nützt das Hervorsuchen einzelner Züge von Humanität oder Brutalität auf der einen oder anderen Seite. Die Frage ist nicht, ob von Hunderttausenden Fünfzig sich edelmüthig, Fünfzig sich bestialisch gezeigt haben, sondern: Wie benahm sich der Durchschnitt, wie wurden Ausschreitungen von der Allgemeinheit empfunden, wie wirkten die unmittelbaren und die höchsten Vorgesetzten ein, wie stand es mit der Sühne von Exzessen? Deshalb ist es von bleibendem Werth, daß der General von Lefel, der in China kommandirte, unter dem Zeugeneid neulich bekundet hat, nur ungefähr zwölf Vergehen der Mannschaften gegen Leben und Eigenthum und sechs Dienstvergehen der Offiziere seien gemeldet worden. Man kann schon jetzt mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß die Befürchtungen, die man angesichts einiger Vorgänge bei der Ausreise wohl hegen durfte, sich als unberechtigt herausgestellt haben, — dank dem sofortigen Aufbäumen der öffentlichen Meinung und ihrer publizistischen Vertreter, dank dem Verlauf der Ereignisse, die ja nicht einen Krieg, sondern eine Reihe von Polizeixpeditionen, Refognoszirungen, Felddienstübungen in großem Stil, freilich auch oft mit großen Strapazen, brachten, dank der Disziplin, die unter solchen Umständen fast der im Frieden geübten gleichen konnte, dank der guten Qualität der Mannschaften.

Viel unklarer ist noch immer das Bild des südafrikanischen Krieges, viel schwerer das Urtheil darüber, ob und in welchem Maß dort unnötig grausam verfahren wird; zweifelhaft wenigstens für Jeden, der einen Krieg gesehen hat und der gewöhnt ist, Beweismaterial zu prüfen und zu sichten. Wahrscheinlich wird von beiden Parteien viel gelogen. Gleich zu Anfang waren, auch zu Ungunsten der Engländer, handgreifliche Märchen in Umlauf;

so wurde erzählt, daß sie nur bezahlte Proletarier ihr Leben aufs Spiel setzen ließen, die höheren Klassen aber weit vom Schuß blieben, während doch die Blüthe der nobility und gentry, überhaupt der upper ten, bei Garde, Linie, yeomanry und volunteers, in kaum je erhörtem Prozentsatz niedergemäht ist, nachdem sie einen geradezu tadelwerth tollkühnen Muth bewiesen hatte. Diese Beschimpfung hört man jetzt auch kaum noch. Aber wie viele andere Berichte von atrocities mögen ähnlich erfunden sein! Verlaßt man sich darauf, daß auch einzelne englische Stimmen selbst an dem Verdammungsurtheil sich betheiligen, so spricht Das doch auch wieder für ein gewisses Maß von Feinsichtigkeit in der Nation und hängt mit der weitverbreiteten Abneigung gegen Militarismus, mit religiösem Sektenwesen und politischen Parteibestrebungen zusammen, mit der fast unbeschränkten Freiheit der Meinungsäußerung, mit der Wahrheit des hübschen Wortes, das neulich von dem englischen Erzieher unseres Kaisers erzählt wurde: Was ist ein spleeniger Engländer? „Ein Mann, der that, was er will, und sagt, was er denkt, ohne sich darum zu kümmern, was andere Leute dazu sagen.“

Die deutsche Presse scheint von dem Vorwurf nicht ganz freizusprechen, daß sie, in übermäßiger Abhängigkeit vom Massenglauben, weder die Nothwendigkeit und Uebllichkeit mancher als grausam verschrienen Maßregeln genügend hervorhebt noch den Widerlegungen angeblicher Exzesse lauscht. Bei einem Aufenthalt in der Schweiz fand ich gleich am ersten Tage in der Gazette de Lausanne den Bericht eines reformirten, seinen Namen unterzeichnenden Pastors, der seit langen Jahren im Transvaal lebt und Burenfreund ist; nach eingehenden Recherchen bezeichnete er viele Angaben über Exzesse, namentlich Nothzuchtsfälle, als vollständig erfunden. Bei anderen Anklagen, auch bei der die Konzentrationlager betreffenden, wird man doch erst weiteres Material darüber abwarten müssen, ob bei Wahrung des Kriegszweckes, nach Lage der dortigen Verhältnisse, solche Maßregeln vermeidbar, ob sie nicht noch das verhältnismäßig Humanste zur Verhütung von Schlimmerem, ob sie milder auszuführen waren. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die Anklagen gegen die Engländer unbegründet sind: non liquet. Einzelnes recht Schlimme ist gewiß vorgekommen; und eine ungünstige Vermuthung darf man von vorn herein auf die Qualität des Söldnerheeres bauen. Ganz auszuschneiden ist hier die Frage nach der Berechtigung des Krieges. Kinder und kindliche Erwachsene verlangen eine Antwort in zwei Worten, ob die Buren oder die Engländer „Recht haben“. Solche geschichtliche Probleme sind aber recht komplizirt. Sicher haben sehr unedle Motive beim Verhalten Englands mitgewirkt. Wann aber und wo fehlten je solche Motive? Versucht man, Fehler oder auch Schuld abzuwägen, das historische Recht herauszuschälen, dann beneidet man fast die Harmlosen, die meinen, Preußen und Deutschland seien

stets nur von den reinsten Beweggründen in Kriege getrieben worden. Auch Friedrich Neuter war ein guter Patriot, der in den Kasematten für seine Ideale geschmachtet, nicht nur beim Biere Heil gerufen hat. Er sagt: „De Preußen hewoen en Adler in't Wapen, un dor steiht en latinschen Vers unner, de hürt sik binah an, as wenn Ein en Farken in den Start knippt, un un' Feldwebel äwerfett't em: Holl wiß, wat Du hest, un nimm, wat Du kriegen kannst.“ Er meint das Wort: *Suum cuique*.

Sieht man von der Frage ab, wer „Recht hat“, so läßt sich leichter die andere erörtern: wie der Krieg nach Völkerrecht, nach Kriegsbrauch und Kriegsräson möglichst human zu führen ist. Das Verhalten in Südafrika ist eigentümlich beeinflusst durch die ungeheure Entfernung vom englischen Centrum, von der Kulturwelt im engeren Sinne, durch die kolossale Ausdehnung und das Klima des Kriegsschauplatzes, die Schwierigkeiten des Transportes, die seit den früheren Kriegen neu gewonnenen technischen Mittel, das Fehlen eines eigentlichen Heeres der Buren, deren *levée en masse*, das Herübergreifen ihres Stammes in ältere Gebietsteile des britischen Reiches, die Mitwirkung vieler Farbigen und den Charakter des Guerillakrieges. Bei der Werthung des Geschehenen und Geschehenden wird künftig zu scheiden sein zwischen Befohlenem und zwischen Handlungen Einzelner, die als verboten empfunden und von den Vorgesetzten geahndet werden.

Eine gute Grundlage für die Zukunft wird es bieten, wenn man auf die geschichtliche Entwicklung der Kriegsräson einen Blick wirft, unser eigenes Verhalten in den letzten Kriegen sich zurückerst und daraus einige Grundsätze zu gewinnen sucht, im Anschluß an die spärlichen Detailvorschriften des ungeschriebenen und geschriebenen Rechtes. Wer überhaupt an ethischen Fortschritt glaubt, wird auch eine Steigerung der Kriegshumanität fordern. „Nie befinden sich die moralischen Kräfte im Stillstande; sie fallen, sobald sie nicht mehr nach Erhöhung streben“, citirt Colmar von der Goltz als Scharnhorsts Worte. Aber auch eines anderen Ausspruches werden wir gedenken müssen: „Im Kriege geschehen die schlimmsten Frethämer aus Gutmüthigkeit; wer gewaltthätiger ist, ist stärker.“ Auch dieses Wort hat ein Deutscher gesprochen, einer der tüchtigsten: Clausewitz.



Was ist uns Giordano Bruno?

In dem jungen zwanzigsten Jahrhundert geht ein wunderbares Sehnen durch die Welt. Nach einer Weltanschauung verlangt die Menschheit einmal wieder, nach einer einheitlichen Erfassung des Alls. Da gewinnen leicht Männer erneutes Interesse, die in längst verfloßener Zeit nach ähnlichen Zielen mit der Kraft ihres Geistes und Herzens gerungen haben. Ein solcher Mann ist Giordano Bruno gewesen. Darum fand es begeisterte Aufnahme, als im vorigen Jahr die dreihundertste Wiederkehr seines Todestages feierlich begangen wurde. Darum sind in unserer Stadt zwei Vereinigungen entstanden, die beide nach Giordano Bruno genannt sind — die Giordano Bruno-Vereinigung und der Giordano Bruno-Bund —, die auch in diesem Jahr wieder seines Todestages gedacht haben. Da ist es denn vielleicht am Platze, einmal zu erwägen, was dieser Mann für uns heute noch bedeutet.

Bruno starb am siebenzehnten Februar 1600 in Rom den Tod auf dem Scheiterhaufen. Aber sein Geist hat fortgewirkt durch die Jahrhunderte und ist auch in seinem Heimathland wieder erwacht. Am neunten Juni 1889 wurde an der selben Stelle, an der er verbrannt wurde, sein Denkmal enthüllt. Eine Inschrift widmet es dem Giordano Bruno im Namen des von ihm geweissagten Jahrhunderts, des Jahrhunderts nämlich, das ihn schäpen gelehrt hat. Ein fürchtbares Schicksal verkündet dies Denkmal; und doch war der Tod auf dem Scheiterhaufen nicht das Schlimmste, was Bruno beschieden war.

Giordano Bruno lebte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, einer bösen Zeit. Er schloß sich aus innerstem Drang einer großen geistigen Bewegung an, die seit einem Jahrhundert in Italien emporgekommen war. Ihr galt die ganze belebte und unbelebte Natur als das lebendige Abbild der Gottheit; sie suchte von der Natur aus zu Gott zu gelangen. Die neuplatonische Akademie der Mediceer in Florenz war die erste Trägerin dieser Bewegung gewesen. Die Kirche hatte diese Strömung geduldet, ja, gefördert. Aber seit dem Tridentiner Konzil riß sich die Kirche von den inodernen Geistesströmungen los und wandte sich mit eiserner Entschlossenheit der Aufgabe zu, die Geister der Menschen wieder unter die Zucht scholastischen Denkens zu beugen und dem glänzenden Lebensideal der Renaissance das starre Lebensziel der mönchischen Askese entgegenzusetzen. Mit der erneuten Hinwendung zum Jenseits stand die katholische Kirche nicht allein. Ein verwandter Geist kam überall zur Herrschaft. Die finsternen Puritaner Schottlands, die französischen und die schweizer Calvinisten waren von der selben Gesinnung erfüllt. Bruno haßte sie mit der ganzen Bluth seiner ungezügeltsten Leidenschaft; und dadurch war das Loos, das Giordano Bruno

zufiel, von vorn herein bestimmt. Er war der Träger einer Gesinnungsweise, die in Italien, ihrem Heimathland, von der Kirche niedergeworfen wurde und in den anderen Ländern Europas keine Heimath hatte. Er war damit verdammt, sein Leben lang heimathlos zu sein. Das ist er denn auch gewesen. Im Jahre 1576 entfloh er aus dem Dominikanerkloster in Neapel, in das er im vierzehnten Lebensjahre getreten war, weil er fürchten mußte, wegen Hexerei angeklagt zu werden. Er irrte dann durch Italien, Frankreich, England und Deutschland, konnte aber in den vierzehn Jahren seines Wanderlebens nirgends dauernd Fuß fassen. Schließlich wandte er sich nach Venedig zurück und wurde dort von seinem Schüler, einem edlen Mocenigo, der Inquisition in die Hände geliefert, die ihm dann sein letztes Schicksal bereitet hat. So fiel er, ein Opfer der übermächtigen Gewalten um ihn.

Doch nicht die Theilnahme an Brunos Geschick macht ihn uns heute werth. Trotz seinem unsteten Leben hat er Kraft und Muße gefunden, die Ideen, die in ihm lebendig waren, in einer Reihe großer philosophischer Werke niederzuliegen. Durch sie wirkt er noch heute auf uns. Ja, vielleicht ist die Gegenwart besonders geeignet, ihn zu verstehen und zu würdigen, denn die Gegenwart steht unter ähnlichen Zeichen wie die Zeit Giordanos. Welche Gedanken des vergangenen Jahrhunderts scheinen bestimmt, die Weltanschauung des kommenden vorzüglich zu beeinflussen? Zwei gewaltige Naturgesetze haben den Sinn der Menschen gefangen genommen. Das erste ist das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das lehrt, daß alle unseren Sinnen als verschieden geltende Naturkräfte — die Schwere und die chemische Verwandtschaft, die Wärme und das Licht, die Elektrizität und der Magnetismus — verschiedene Erscheinungsformen einer allgemein zu denkenden einheitlichen Naturkraft sind. Es läßt uns in Verbindung mit dem Kausalitätsgesetz ahnen, daß alle Vorgänge in der Natur zu einheitlichem Geschehen sich zusammenschließen, zu einer großen Offenbarung eines einheitlichen Allwesens. Neben dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft steht eine andere Errungenschaft der Naturwissenschaft. Seit Darwin meinen wir, daß die unendliche Fülle der belebten Wesen von den niedersten, einfachsten Wesen, die auf der Grenze zwischen Thier und Pflanze stehen, bis zu den Baumriesen des Waldes, den großen Säugethieren und dem Menschen, einen einzigen großen Lebenszusammenhang bilden, daß dieser ganze Reichthum von Lebensformen durch allmähliche Entwicklung hervorgegangen ist aus einer einfachsten Ueform. So ist unser Denken beherrscht von zwei umfassenden Entdeckungen, die beide darauf hinstreben, uns die Welt als etwas durch und durch Einheitliches erscheinen zu lassen. Eine monistische Weltanschauung gilt heut als der nothwendige Abschluß des naturwissenschaftlichen Erkennens. Ähnlich stand es zu Brunos Zeiten. Damals war die Entdeckung des Kopernikus die

große neue Wahrheit, die die Geister bewegte. Was hat Kopernikus denn gethan? Gewöhnlich hören wir nur, er habe die Lehre aufgestellt, daß sich die Erde mit den übrigen Planeten um die Sonne bewegt und nicht selbst der Mittelpunkt aller Bewegungen am Himmel ist. Aber Kopernikus hat viel mehr geleistet. Er hat die Grundfesten erschüttert, auf denen die überkommene mittelalterliche Weltanschauung ruhte. Himmel und Erde galten als die entschiedensten Gegensätze: der Himmel als der Ort, wo selige Geister in vollkommener Gleichmäßigkeit die Gestirne herumsführten, die Erde als der Ort des veränderlichen Sinnes und Handelns der Menschen. Dort ewige Vollkommenheit und unwandelbare Beständigkeit, hier Unvollkommenheit, Unbeständigkeit, Vergänglichkeit. Nun wurde die umstürzende Lehre ausgesprochen: die Erde ist ein Himmelskörper. Die Erde gehört eben so zum Himmel wie der Mond, die Sonne, der Jupiter und der Sirius. Die Welt ist nicht zwiefach, sondern einfach. Einer und der selben Art sind alle Weltkörper, die im Himmelsraume schweben. Einer einheitlichen Schöpfung also, nicht einer zwiespältigen steht der Mensch gegenüber. Das war die neue Wahrheit in Brunos Tagen. Sie drängte eben so auf eine monistische Weltanschauung hin, wie es unsere gegenwärtige Naturerkenntniß thut. Sie erweckte die selbe Sehnsucht, die jetzt in der modernen Menschheit lebt. Und Bruno ist der Mann, der diese Sehnsucht für seine Zeit befriedigt hat, der zu dem kopernikanischen Weltbild eine neue Weltanschauung geschaffen hat: „Eins ist die Welt und unendlich in Zeit und Raum, nicht in tiefem Gegensatz steht sie zu Gott, wie das im Grunde Verderbte zu dem ewig Vollkommenen; sondern sie selbst ist der lebendige Ausdruck, die lebendige Darstellung, das lebendige Abbild göttlicher Herrlichkeit. Denn was im tiefsten Innersten der einzelnen Wesen sich regt, ist Gottes Wesen, ist Gottes Kraft; und wo das Innerste recht deutlich hervorstrahlt, da erglänzt das All in göttlicher Schönheit.“

Das ist die Lösung, die Bruno dem Welträthsel giebt. Sie lehrt uns den gottbegeisterten, weltfreundigen Giordano kennen. Je mehr wir uns in diese Anschauung versenken, desto vernehmlicher spricht sie zu unserem Herzen: Die Welt ist eins. Alles in ihr hängt mit Allem zusammen. Nirgends giebt es ein Gebiet körperlichen oder geistigen Geschehens, das sich ganz aus dem Zusammenhang mit allem Anderen lösen ließe. Dieser Gedanke, den Bruno verkündet, ist die Lebenslust modernen Denkens geworden. Das Geistesleben eines Volkes, seine Poesie und Kunst setzen wir in engste Beziehung zu den politischen Schicksalen, die es treffen, den wirthschaftlichen Verhältnissen, unter denen es lebt, der Beschaffenheit des Landes, das es bewohnt. Geistige Strebungen und materielle Verhältnisse sehen wir überall im Zusammenhang. Aber noch mehr. Die mannichfachen geistigen Ström-

ungen, die mit einander ringend und einander unterstützend die Weltgeschichte erfüllen: die materialistische und die idealistische Weltanschauung, die asketische und die weltfrohe Lebensauffassung, stellen wir uns nicht die eine als die Trägerin des guten, die andere als die Förderin des bösen Prinzips vor, — nein: wir suchen sie vielmehr zu verstehen als Zweige an dem einheitlichen Baum menschheitlicher Entwicklung. Nicht die Scheidung der philosophischen, religiösen, politischen und sozialen Anschauungen in gute und böse, sondern das Verständniß für die relative Berechtigung aller dieser einander entgegenstrebenden Tendenzen ist das Ziel moderner Geschichtsbetrachtung. So ist auf historischem Gebiet eine Denkweise zur Herrschaft gelangt, die eben so von dem Gedanken der Einheit getragen wird wie unsere Betrachtung der physikalischen Vorgänge.

Wenn wir aber über die Welt hinausgreifen und nach dem Wesen fragen, das ihr etwa zu Grunde liegt, so denken wir die Welt nicht wie das Mittelalter als die willkürliche Schöpfung eines Weltwesens, nicht als ein Werk, das von dem Welkenmeister auch anders hätte gefügt werden können: wir sehen in dem All, das uns umgibt, eine nothwendige Entfaltung, eine Lebensäußerung jenes Allwesens und sind deshalb überzeugt, daß das Wesen, das im All sich regt, wenn überhaupt, so zunächst erkennbar sein müsse aus der Natur der Welt und ihrer Entwicklung. Nicht also nach den Offenbarungen einer Gottheit, die ihrem Wesen nach in tiefstem Gegensatz zu denken ist zu der wirklichen Welt, sondern nach der Erkenntniß des Allwesens, das in dieser Welt seine deutlichste Darstellung findet, verlangt die moderne Menschheit. Hier folgen wir ganz den Bahnen Brunos. Denn wenn jene Gedanken auch vorzüglich durch Spinoza und Goethe, durch Schelling und Hegel in unserem Geistesleben eingebürgert wurden, so sind doch die drei ersten unter diesen führenden Geistern aufs Kräftigste von Bruno beeinflusst worden. Er aber hat zuerst mit unbedingter Entschiedenheit die Welt zu der nothwendigen Erscheinung, der natürlichen Entfaltung der Gottheit gemacht. Er hat zuerst das Weltwesen gedacht als das einheitliche Wesen, als den einheitlichen Charakter, der sich in allem Sein, in allem Geschehen, in allem Werden und Vergehen offenbart. Von diesem Gedanken aber als einer letzten Gewißheit wird all unser Sinnen und Forschen nach dem letzten Grund aller Dinge beherrscht.

Bei Bruno schließt sich hier ein weiterer Gedanke an: der der unendlichen Vollkommenheit und Schönheit, der unvergleichlichen Herrlichkeit der Welt. Wir werden ihm hier schwerlich überall folgen können. Allzu deutlich ist allmählich die Erkenntniß geworden, daß der mechanische Ablauf der Dinge, wie wir ihn ständig sehen, hart und rücksichtslos dahinschreitet über die höchsten Werthe des Lebens und daß ferner alles Leben beständig

ruht auf der Vernichtung anderen Lebens. Aber wenn wir auch heute einem Gedanken zuneigen, der Bruno fremd war — dem Gedanken, daß das Furchtbare im Leben und Sein eben so fest und eben so tief in dem Weltwesen gegründet ist wie Das, was uns beseligt und erhebt —, so behalten doch auch für uns die begeistertsten Lobpreisungen, mit denen Bruno die Herrlichkeit der Welt besingt, einen unwiderstehlichen Reiz. Denn erstens richten sie unseren Blick auf das große Ganze der Welt, auf die unendliche Ausdehnung, die unendliche Fülle, die unendliche Vielgestaltigkeit der Schöpfung und berühren sich da mit der unmittelbaren Empfindung der Größe und Höhe des Weltwesens, die wir fühlen, wenn wir gleich Bruno die Augen zu den Sternen erheben und gleich ihm dem Schauer des Erhabenen nachgehen, der uns erfasst. Außerdem aber führen uns die begeistertsten Betrachtungen über die unendliche Würde und Höhe des Weltwesens dem Genius Brunos selbst nahe und lassen uns erkennen, daß es die Fülle seines eignen inneren Daseins, das Glück eines voll Lebenden, die Lebensbegeisterung eines sich voll Entfaltenden ist, was sich in ihnen ausspricht. Wenn er da von dem unendlichen Wesen spricht, dessen Schöpfung sich nothwendig in einem unendlichen Raum ausbreiten müsse, weil ein endlicher, abgegrenzter Bezirk nicht im Stande sei, die Fülle der Gestalten zu fassen, in denen sich das Allwesen immer von Neuem und immer in verschiedener Weise darstellt, oder wenn er darlegt, wie der Reichthum des göttlichen Wesens in keiner Verfassung des Weltganzen voll zur Darstellung kommt, wie es deshalb immer nach neuen Gestaltungen drängt, um so in unendlicher Zeit zu einem vollen Ausdruck seines Wesens zu gelangen, so werden wir berührt von der drängenden Fülle seines eignen Innern. Wir hören da durch alle seine Betrachtungen die siegesgewisse Ueberzeugung klingen, daß Leben, volles, ganzes Leben das Höchste und Herrlichste ist; und manchmal klingt aus jenem Hymnus auf das Leben, der durch alle seine Werke tönt, die Mahnung an die Gegenwart heraus: Ihr Menschen eines späteren Jahrhunderts, die Ihr die Dinge so hübsch auf mechanische Gesetze gebracht habt, die Ihr dadurch die Welt der äußeren Dinge so fein nach Eurem Willen lenken gelernt habt, laßt Euch durch allen Euren Fortschritt nicht betrügen um das Höchste, was es giebt, — um des Lebens volle, kräftige Entfaltung!

Wie die Welt im Ganzen, so denkt Bruno alle einzelnen Wesen besetzt von göttlichem Geiste, bewegt von göttlicher Triebkraft. In der anorganischen Natur ist sie geschäftig. Sie verbindet und trennt die Elemente. Sie fügt die ungeordneten Massen hier und da zu Kristallen zusammen und verräth sich so dem Auge des betrachtenden Menschen als ordnende, bildende Kraft und entzückt durch die Schönheit der Formen, die sie schafft. In dem Samen der Pflanze regt sich die selbe Kraft, treibt Keimblätter

heraus, läßt den Stamm wachsen, treibt Blätter und Blüthen hervor und bringt endlich die Frucht zum Reifen. In den Keimen des thierischen Lebens, in den Leibern der Thiere und Menschen ist die selbe göttliche Triebkraft gegenwärtig. Sie schafft die Verarbeitung der Nahrung, den Kreislauf der Säfte, das Wachsen und Gedeihen des ganzen Wesens. Diese Lehren muthen uns heute fremdartig an und wir vermögen nicht zu sagen, ob die Bemühungen der Gegenwart, ähnliche Gedanken zu wecken, dauernde Frucht tragen werden. Aber wir gewinnen sogleich Fühlung mit dem Genius Brunos, wenn er seine Lehren auf die menschliche Seele überträgt. Eine höchste Erscheinung nämlich jener weltgestaltenden Kraft, jenes weltbeseelenden Geistes ist das Innerste, das Tiefste der menschlichen Seele. Darum ist Alles, was an Wünschen und Hoffen, Sehnen und Streben, Wollen und Begehren aus ihrer Tiefe quillt, gut, heilig und göttlich. Kraft dieses Gedankens ist Bruno der erste und entschiedenste Verfechter der Denkfreiheit geworden. Ihm ist Gotteserkenntniß, innere Erfahrung des Weltwesens das Höchste, was Menschen erstreben können. Ihm gelten die natürlichen Geisteskräfte als die Ausstattung, die der Mensch mitbekommen hat, damit er seiner höchsten natürlichen Aufgabe leben könne. Ihm erscheint daher die Knechtung dieses Geistes, seine Bindung an bestimmte Formeln als ein thörichter, sinnloser Frevel. Aber nicht nur das Streben nach Gott ist ihm heilig. Auch des Menschen Verlangen nach Ehre, Ansehen und Besitz gilt ihm als ein natürliches und des Lobes würdiges Begehren. Die Liebe aber hat er in wunderbaren Sonetten von echtem poetischen Schwung verherrlicht als die edelste und höchste Regung des menschlichen Herzens. Hier berührt sich Bruno auf das Innigste mit dem modernen Geist. Denn kaum irgend ein Gedanke hat so tiefe Wurzel geschlagen wie der, daß überall, wo in Kunst und Wissenschaft, in Weltanschauung und Lebensauffassung, in Religion und Politik ein Mensch danach ringt, seinem Innersten zum Leben zu helfen, jeder äußere Eingriff, jede Einschränkung durch äußere Gewalten ein Frevel ist.

Aus diesen Anschauungen, die wir mit Bruno theilen, sind die furchtbaren Angriffe gegen Kirche und Christenthum hervorgegangen, die wir heute mit Befremden in seinen Werken finden. Bruno ist der größte Lästler der modernen Zeit. Seine Lästerungen stammen aus einem furchtbaren Haß: dem Haß gegen das mönchisch-asketische Lebensideal der Kirche und die Vergewaltigung des Inneren, die von ihr ausgeht. Aber daneben spielt die zügellose Freiheit des Witzes, die in Brunos Tagen im Schwange war, eine hervorragende Rolle. So, wenn er an eine Verpöndung des Decentaren — jenes Fabelwesens, das halb Pferd und halb Mensch war —, die Bemerkung knüpft: er begreife nicht, warum diesem Wesen um seiner Doppelnatur willen eine besondere Würde oder Heiligkeit zukommen solle. Ihm

scheine so ein Doppelwesen etwas ganz und gar Halbes und weder dem Pferde noch dem Menschen gleichzukommen, womit denn natürlich die kirchliche Lehre von der Vereinigung göttlichen und menschlichen Wesens in Christus verspottet wird. Solche Scherze sind jetzt nicht in Gunst. Wir lieben sie nicht, weil wir wissen, daß durch die Umformung der Weltanschauung, in der wir stehen, Mancherlei in den alten Anschauungen bedroht wird, was uns lieb und theuer ist. Manchmal aber, wenn es so scheinen möchte, als sollte die Menschheit zurückgeführt werden zu mönchischer Askese und scholastischer Wissenschaft, hat es doch etwas Tröstliches, zu wissen, mit welcher Freiheit und Kühnheit sich der Genius der Menschheit bereits vor Jahrhunderten über diese Dinge erhoben hat.

Doch Bruno ist nicht nur der Bekämpfer einer alten: er ist der Verkünder einer neuen Religiosität. Seine Religiosität knüpft nicht an an den alten Gegensatz zwischen einer verderbten Menschheit und der unendlichen Vollkommenheit der Gottheit, nicht an Sünde und Schuld, nicht an Reue und Gewissensnoth. Ein anderes Streben zieht Bruno zu Gott empor. Der Mensch ist ein endliches, in tausendfacher Weise abhängiges Wesen, aber er ist zugleich innerlich verwandt mit dem unendlichen, ewigen, unbedingten Wesen, das Allem zu Grunde liegt und sich in Allem darstellt. Darum sehnt sich der Mensch, die innerste Gemeinschaft mit Gott zu erleben, sich der Wesenseinheit mit Gott immer von Neuem bewußt zu werden. In der leidenschaftlichen Sehnsucht nach dem Göttlichen besteht denn auch Brunos eigentlicher Lebensinhalt. Er hat dies Sehnen in einer langen Reihe von Sonetten immer aufs Neue ausgesprochen und übt durch sie auf uns einen immer neuen Zauber aus. Denn wenn wir auch jene schwärmerische Begeisterung für das Allwesen, die ihm Lebensinhalt war, uns nicht zu eigen machen können, so stehen wir doch davon mit dem halb wehmüthigen Geständniß ab, daß sich unser Geist, eben weil wir der Wirklichkeit näher gekommen sind, nicht mehr zu so hohem Flug erheben mag.

Ich möchte darum zusammenfassend sagen: Wir können uns heute nicht rückhaltlos zu Allem bekennen, was Bruno gelehrt hat. Gar zu tief sind die Wandlungen der drei letzten Jahrhunderte und ihre Spuren in dem Geist der Menschheit. Aber für alle Zeiten bleibt er der Verkünder einer Lehre, die uns Alle begeistert und erhebt: „Die ganze Welt ein einheitliches, durchweg zusammenhängendes Ganze; dies Ganze der volle Ausdruck des Weltwesens, das wir ahnen. Das Innerste des Menschen nicht der Sitz der Verderbtheit, sondern der Quell des Hohen, Edlen und Großen. Und schließlich: des Lebens unendliche Lust ist das höchste Gut der Menschheit.“

Dr. Gustav Louis.



Camorra in Neapel.

Eine sensationelle Veröffentlichung im eigentlichen Sinn des Wortes war die Enquete Saredo nicht, obwohl sie von der Tagespresse als solche aufgefaßt wurde. Sensation erregt das Unerwartete und Neue. Was wir aber auf den fast zweitausend Seiten finden, ist nicht unerwartet und nicht neu. Hier und da mag uns ein Name in Erstaunen setzen, die Frechheit einer Spekulation und ihrer drastischen Einzelheiten frappiren; aber eigentliche Ueberraschungen enthielt die Enquete so wenig wie der „Schlüssel“ eines Rechenbuches für Den, der die Exempel kannte und zu rechnen verstand. Wer darüber klar war, daß die Stadt Neapel ein Ausbeutungsobjekt in Händen einer kleinen Clique war, die ihre Macht auf eine breite Klientel stützte, Der hatte das Exempel in Händen, auf das die Enquetekommission nur die Probe gemacht hat. Darum ist die Veröffentlichung keineswegs nutzlos oder braucht es wenigstens nicht zu sein. Wenn sie zum Schaden und zur Schande Italiens nutzlos bleiben sollte, so belastet die Schuld nicht die Erhebungscommission. Die war berufen, die Verantwortlichkeiten festzustellen: sie hat eine tapfere und redliche Anklageschrift vorgelegt, die jeden Schuldigen bei seinem Namen nennt. Mehr zu thun, war nicht ihres Amtes und nicht im Bereich ihrer Kraft. Den eisernen Besen, mit dem ausgekehrt werden muß, kann nur die Staatsanwaltschaft handhaben. Die Wählerschaft, von der Viele eine Deckung der Schuldigen erwarteten, hat schon damit geantwortet, daß sie die Herren der Clique fallen ließ. Wenn der Erfolg der Enquete trotzdem verpufft werden sollte, so müßte sich die Regierung selbst an die Rettungsarbeiten machen; und dazu dürfte ihr nach der Enquete Saredo doch wohl die Stirn fehlen.

Ich habe schon früher in der „Zukunft“ die Frage aufgeworfen und in großen Umrissen zu beantworten versucht: Warum ist gerade Neapel so wehrlos seinen Ausbeutern gegenüber? Warum haben sich im öffentlichen Leben der Stadt Sitten eingebürgern können, die nur einer winzigen Minderheit zum Vortheil, der Mehrheit zum schweren Schaden gereichen? Die Enquete giebt uns geschichtliche und psychologische Anhaltspunkte für die Antwort. Sie weist auf den ausgeprägten Individualismus des Neapolitaners hin, der ihn die Familie als das Centrum seiner Interessen ansehen läßt; auf seine kindliche Freude am Schönen, das ihm als das Gute gilt; auf seine schnell aufflammende Begeisterung für die schöne Geste, für das ergreifende Wort, den mit vaterländischem Ruhm bedeckten Namen. Aber jede Schätzung im öffentlichen Leben, jede nüchterne Kenntniß seiner Triebfedern hat ihm gefehlt. Als sich Neapel an das Reich schloß, da ging eine große Welle der Hoffnung und Zukunftsfreudigkeit durch seine Bevölkerung. Als dann die Zukunft Gegenwart wurde und gar nicht freudig war, als die Hauptstadt aufhörte, aus den Provinzen ihr Leben zu ziehen, den Hof verlor, Garriison und Beamtenschaft vermindert sah, nicht mehr Emporium des süditalischen Binnenhandels war, ohne zur industriellen Stadt zu werden, die froh der eigenen Produktion lebte und sich näherte, als die alten Ressourcen schwanden und keine neuen sich aufthaten, — da überkam es die Bevölkerung wie eine ungeheure Enttäuschung. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, die die

Neapolitaner auf das öffentliche Leben hätten hinweisen, ihnen die Bedeutung einer guten Verwaltung klarmachen sollen, stellten sich nicht ein; an die Stelle des verlorenen Aufschwungs trat eine Depression, die die Einzelnen veranlaßte, sich auf sich selbst zurückzuziehen, nicht, sich neuen Pflichten zuzuwenden.

So hat die Kontrolle der Bürgerschaft gefehlt. Das alte Wort, daß sich die Freiheit nicht verschenken läßt, ist an Neapel traurig wahr geworden. Mit der städtischen Selbstverwaltung wußten nur Die Etwas anzufangen, die Geld daraus schlugen wollten. Und als sich überall die Spekulation eingewißelt hatte, da nahm es der Neapolitaner als eine traurige Tatsache hin, der man sich anpassen mußte wie andern Elementavertheilungen. Wer nichts mit der Oessentlichkeit zu thun hatte, war froh; wer Etwas von ihr wollte, bezahlte eben oder ließ sich von einer einflussreichen Persönlichkeit empfehlen. Reizung und Anleitung zu kollektivem Thun fehlten und der hilflosen Verlorenheit des Einzelnen half die Klientelbildung, als krankhaftes Substitut der modernen Organisationen.

Ohne Empfehlung geht nichts, mit Empfehlung Alles. Die Papiere der zahllosen Aspiranten, die sich bei der letzten Volkszählung um Arbeit bewarben, sind vom Bürgermeister Summone selbst in drei Gruppen gesondert worden: besonders Empfohlene, Empfohlene und „ohne Empfehlung“. Die ersten wurden ohne Prüfung ihrer Dokumente, ohne irgend welchen Befähigungsanweis, für geeignet befunden. Sie besorgten die Arbeiten so, daß der Regierung Kommissar sie Alle entlassen und die Sache von vorn anfangen mußte.

Auch bei dem Personal für die Straßenbesprengung sind lauter gut empfohlene Leute. Nicht weniger als Achtzig sind vorbestrafte Individuen, dafür haben sie aber ihre militärischen Titel, Uniformen (die des „Hauptmanns“ hat allein 762 Lire gekostet) und halten am Geburtstag des Bürgermeisters Parade ab. Mit der nach dem selben System zusammengesezten Schutzmansschaft sah es schon 1897 so traurig aus, daß um des Dekorums der Stadt willen das ganze Corps aufgelöst werden mußte. Für die Neubildung wurden zwei Kommissionen eingesetzt, eine sanitäre, die die körperliche Eignung, eine andere, die das Vorleben der Aspiranten untersuchen sollte. Die Sanitätskommission fand 248 von der alten Garde tauglich, die dann auch vor der Vermögenskommission bestanden; doch fügte diese noch 90 der als körperlich untauglich zurückgewiesenen und 80 vorbestrafte Individuen hinzu. Trotz diesen weitmaßigen Kriterien waren aber einige gut empfohlene Niedermänner ausgeschlossen geblieben. Nun wird eine neue Kommission gebildet. Die findet noch dreißig Prachtexemplare unter den Zurückgestellten, kann sich aber mit den körperlichen Gebrechen von vier anderen absolut nicht befremden. Trotzdem treten auch diese vier ein, in Gesellschaft von dreizehn neuen Aspiranten, die von der Sanitätskommission auch zurückgewiesen werden, von sechsundzwanzig beim Examen Durchgefallenen und von vierundzwanzig, die das vorschristgemäße Alter überschritten hatten. Einige Urkundenfälschungen, die sich dabei eingeschlichen hatten, wurden von der Regierungskommission dem Staatsanwalt angezeigt. Die Vertrauenswürdigkeit einer so zusammengesezten Schutzmansschaft leuchtet Jedem ein. Auch das städtische Gesundheitsamt weiß zwischen empfohlenen und nicht empfohlenen Leuten zu scheiden. Mit Empfehlung kann man in bevölkerten Stadtvierteln Ställe errichten, Schutt auffahren und Aehnliches. Kommt es trotzdem wegen Ueber-

etzung oder eines Vergehens gegen das Nahrungsmittelgesetz zu Strafen, so giebt es Abgeordnete, Stadträthe, Journalisten, die sich ins Mittel legen. So schreibt ein Stadtrath: „Ueberbringer Dieses ist persona mita und sofort zu befriedigen“; der Abgeordnete Ungaro schreibt: „Bitte, dem Inhaber dieser Karte die Geldstrafe zu erlassen.“ Ein berüchtigter Camorrist, d'Amelio, rechte Hand des Exabgeordneten Casale, schreibt seine Empfehlungen auf das Briefpapier der Deputirten, das die Inschrift Camera dei deputati trägt. Auf den Gesuchen findet man Vermerke: von Casale, von Alberti empfohlen. Und so gehts weiter in allen Verwaltungszweigen: Plus ça change, plus c'est la même chose.

Das ist die eine Seite der städtischen Korruption, die unscheinbarere, deren verwüstende Spuren vielleicht aber am Schwersten zu verwischen sein werden. Durch sie wird das Volk verunsichert, in seinem sittlichen Gefühl irr gemacht, der Tüchtige wird hinter den Parasiten, der Ehrliche hinter den Gallunken gestellt. Es findet eine systematische Eliminirung der Besten statt. Das Alles ist nur Mittel zum Zweck. In dieser Weise wird die Gefolgschaft gebildet, die der Clique zum Hinterhalt dient. Ihre Hauptfunktion ist, den Wähler bei den Wahlen zu unterstützen, die politische Clique abzugeben, aber sie macht auch im Volk — oder richtiger im Pöbel — für den Patron Stimmung, erschwert jede Nachforschung und arbeitet wohl auch hier und da mit dem Messer. Zu dem Empfehlungswesen haben wir den Hauptkitt zwischen der Camorra und den im politischen und städtischen Leben gebietenden Persönlichkeiten.

Mittel zum Zweck im engsten Sinn des Wortes ist natürlich auch die gekehrwidrige Zusammenfassung der Wahllisten. Bei den Prüfungen, die den Besuch der elementaren Schulbildung darthun sollen, lassen sich Viele vertreten. Diebe, Betrüger, Bankerottueure, Fälscher, Totschläger: Alle bleiben wahlberechtigt. Ein bekannter Pächter öffentlicher Arbeiten, mit Namen Nuzzo, forderte einmal die Enttragung eines Wählers, der verstorben war und auf dessen Grab er selbst die Leichenrede gehalten hatte. Der zuständige Beamte gab sich zu der gewünschten Ungeheuerlichkeit nicht her und mußte Das entgelten, so lange er im Dienst war.

Mittel zum Zweck ist auch die Bestechung der Presse, der die Relation eine eingehende Betrachtung widmet. Daß sich in solchem Willen Journalisten fanden, denen das Geld der Herren Casale, Alberti, Summonte sehr wohlriehend erschien, braucht kaum gesagt zu werden. Einige Redakteure bekleideten auch Posten in der städtischen Verwaltung, Inspektorposten bei der Pferdebahn und ähnliche. Es scheint sich hier nur um subalterne Gaunereien zu handeln. Ins Große geht die Sache erst bei dem Leiter und Besitzer des Mattino, Eduard Scarfoglio, der zu den glänzendsten Journalisten Italiens gehört. Viele Neapolitaner erinnern sich, daß er mit seiner Frau, der Romanzeitschriftstellerin Mathilde Serao, nach Neapel kam, mittellos, ein Abenteuerer und Bohémien des Journalismus, der karglich von seiner Feder lebte. Heute kreuzt er mit eigener Macht im Mittelmeer. Nur die Handlangerdienste, die er der Clique geleistet, haben ihn freilich nicht dahin gebracht. Scarfoglio war nicht nur Werkzeug, sondern auch stark bei den verschiedenen Spekulationen theilhaftig. Mit Casale und dem Bürgermeister Summonte bildete er ein Triumvirat, dessen Brauchschätzung sich alle Submissionsunternehmungen gefallen lassen mußten. Der Ingenieur Daufresne hat vor der Kommission ausgesagt, daß man ihn an Scarfoglio gewiejen habe,

um wegen Uebernahme der städtischen Straßenreinigung zu unterhandeln. Scarsoglio forderte ein Depot von 25 000 Lire, außerdem 5000 Lire baar und eine noch festzusetzende Summe für die Administration seines Blattes. Bei Gelegenheit einer für die Stadt äußerst ungünstigen Anleihe bei dem Bankhaus Weiß-Schott in Mailand sollen Antheilscheine im Werthe von 500 000 Lire (in Obligationen alla pari) unter vier Privatleute, unter denen sich der Leiter des Mattino befand, vertheilt worden sein. Um die Konzession der städtischen Bäder in Salazano zu vermitteln, ließ sich Scarsoglio 12 000 Lire geben. Für eine Campaigne gegen die Gründung einer neuen neapolitanischen Elektrizitätsgesellschaft forderte er von dem Leiter der alten, Herrn Krafft, 30 000 Lire.

Damit sind wir schon in der Welt der großen Geschäfte, deren Grundlage die verschiedenen Formen des Empfehlungswesens bilden. Hier ist der Unterschleif im Großen, die gegenseitigen Dienste, die dann stets die Stadt bezahlt, und auch der gemeine Diebstahl an der Tagesordnung. Es ist unmdglich, eins der den verschiedenen Verwaltungsorts gewidmeten Kapitel aufzuschlagen, ohne auf die schwersten Unregelmäßigkeiten zu stoßen. Millionen werden weggeworfen, man findet Kontrakte zwischen der Stadt und Unternehmern, von einer so rucklosen Ungunst für das Municipium, daß geradezu jeder Passus die Kontrahenten für die Stadtverwaltung der Festschung zieht. Kontrolle für die Submissionsarbeiten giebt es nicht, in einer wichtigen Strafsache versäumt der Bürgermeister die Appellfrist, von der kontrahirenden Aktiengesellschaft wird nicht einmal festgestellt, ob sie regelmäßig konstituiert ist, so daß die Stadt auf fingierte Gesellschaften hereinfällt, hinter denen dann ein einziger Unternehmer steht, der weder einen ehrlichen Namen noch Kapital besitzt.

Die ergiebigste Goldgrube that sich den Herren vom Stadtrath im Jahre 1895 auf, als das Saurungsprojekt angenommen wurde, zu dessen Durchführung hundert Millionen ausgeworfen waren, in deren Verzinsung und Amortisation Staat und Municipium sich theilten. Mit diesen Kapitalien sollten die niedrigen Stadtviertel (Santa Lucia und Santa Brigida) durch Niederlegung eines großen Theiles der zu eng zusammengebrängten Häuser saniert und zwölf neue Stadtviertel erbaut werden. Fünfundzwanzig Millionen waren für die Kanalisierung bestimmt. Offiziell wurde mit einer Gesellschaft für die Ausführung dieser Arbeiten verhandelt; als der Kontrakt geschlossen war, blieb von der Gesellschaft nur der Direktor übrig. Dieser, eine Einmischung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten fürchtend, wird plötzlich sehr geschmeidig. Er setzt dem Kontrakt eine Klausel hinzu, in der er sich bereit erklärt, jede Modifikation der Akkordpreise und des Planes nachträglich anzunehmen; aber Niemand macht davon Gebrauch. Endergebniß ist, daß die Kanalisation 3 272 570 Lire mehr kosten wird, als veranschlagt war — wenn sie überhaupt fertig wird —, was sich daraus erklärt, daß der Unternehmer 2½ Millionen außerkontraftlichen Zuschuß erhalten hat. Mit den eigentlichen Saurungs- und Erweiterungsarbeiten ging es nicht besser. Statt sie an einzelne Industrielle zu vergeben, übertrug man die ganze Arbeit einer einzigen Gesellschaft, die nur 30 Millionen Kapital hatte. Trotzdem herrschte beim Beginn der Arbeiten nur allgemeine Freude über das nationale Kulturwerk. 1890 brach dann das erste der neuerbauten Häuser ein und bezug zahlreiche Arbeiter unter seinen Trümmern. Es stellte sich heraus, daß die neuen Stadtviertel schlecht gebaut, unpraktisch, gesundheitwidrig waren, daß der

zwischen Stadt und Sanirungs-Gesellschaft stipulirte Kontrakt nicht eingehalten worden war. Es kommt zu Prozessen, neuen Verträgen, die wieder nicht erfüllt werden, und schließlich dahin, daß die Stadt der Gesellschaft eine Summe schenkt, die nach der Enquete eine Höhe von neun bis dreizehn Millionen erreichte, Dafür überlieferte sich die Gesellschaft natürlich mit gebundenen Händen und Füßen der Clique, stellt deren Leute an, kauft Grundstücke, die nicht in die Regulirungszone fallen, umgeht andere, die sie niederreißen mußte, und so weiter. Und bei all dem Schachern, Betrügen und Unterschlagen wird das große Kulturwerk der Sanirung verspüht; was dem Plan und Willen nach dazu angethan war, Italien zum Ruhm zu gereichen, wird zum Schandmal: Und das Volk, dem aus seinen Höhlen, aus seinem Elend und seiner Verlassenheit geholfen werden soll, bleibt in seiner alten Lage.

Arbeitsgebiete thun sich ihm nicht auf; wer will Industrien gründen und Gelder riskiren, wenn er auf Schritt und Tritt Schlagbäume findet, die sich nur gegen eine unrechtmäßige Abgabe heben? Wer will in beständigem Kampfe mit dem Raubritterthum der Stadt- und Provinzialverwaltung leben? Aus seiner materiellen Noth kann sich Neapel nur herausarbeiten, wenn es Industriestadt wird. Und nie und nimmer kann es dahin kommen, wenn nicht der Charakter seiner öffentlichen Verwaltungen jene Garantien der Rechtschaffenheit und Ordnung bietet, die zur modernen Gesellschaft gehören und überall geboten werden. Es muß bei der moralischen Sanirung Neapels angefangen werden, für die wir in dem umfangreichen *document humain*, dem menschlichen, allzu menschlichen Dokument, das Senator Sardo der Mitwelt und der Geschichte übergeben hat, den Grundriß finden.

Mit kräftigerer Hand, als man zu hoffen wagte, ist auch hier eingegriffen worden. Die Wahlen des Stadtrathes, mit denen für Neapel der Ausnahmestand des Kommissariates ein Ende fand, haben die Niederlage der alten Verwaltungsmethode gebracht: die Majorität ist einer konservativen Koalition zugesallen, die sich aus unbescholtenen Elementen zusammensetzt, nebst einigen Radikalen und Republikanern. Die Minorität ist von den Sozialisten erobert worden, die nur mit einer Minoritätsliste kandidirten, obwohl sie, wie die von ihnen erreichte Stimmenzahl zeigt, einen genügenden Anhalt in der Wählerschaft haben, um auch der Majorität Plätze streitig zu machen. Die Camorra ist unterlegen. Mit der gemüthlichen Kameradschaft, die jenseits von Wein und Wein munter administrierte, ist es in der Stadtverwaltung vorbei. Mag die konservative Koalition sich tüchtig oder untüchtig beweisen — sie besteht aus Männern, die Neulinge im öffentlichen Leben sind —: die radikale Minderheit wird ihres Autes wulden. Fehler werden noch reichlich begangen werden, ein Theil des vergangenen Uebels zeugt noch fort, vielleicht auf lange Jahre, aber eine geschlossene Diebesorganisation kann sich nicht wieder in der Stadtverwaltung einnisten. Die stark camorristisch durchsetzte Provinzialverwaltung muß zuerst den Rückschlag der veränderten Lage empfinden, dann die Wohlthätigkeitsinstitute und so weiter: die *débacle* fängt erst an. Doch je gelindlicher fortgeräumt wird, um so besser kann man neu bauen: ein reinliches, weites Gebäude, in dem das allzu lange gewarrte und betrogene Volk Neapels endlich arbeiten und menschenwürdig leben kann.

Ein Talmi-Pariser.

Er war ein hübsches, flottes Kerlchen und trug den schwarzen Bart nach neuester Mode asyrisch spitz gestutzt; mit den beweglichen Augen wußte er gar verführerisch in die schönen junger Berlinerinnen zu blicken. Und die kleinen Blondköpfe schwärmten auch sämmtlich für den interessanten Emile.

Ältere Leute freilich nannten ihn ein Gigert, eins, das sich zwar nicht die Beinkleider aufkrümpe und einen Knüttel als Spazierstock trage, aber dafür ein ganz verkrämpter, verschrobener Mensch sei.

Er heißt eigentlich Schneider und stammt aus der Köpenickerstraße in Berlin, wo er noch lebt. Die meisten seiner Bekannten aber glaubten, daß er auf den Boulevards von Paris geboren sei; denn er nannte sich Emile Schneidère. Herr Schneider hatte sich längere Zeit in Paris aufgehalten, daher sein fremdländisches Gebahren.

Was er in Frankreich gethan hatte? Studien gemacht, Seelen- und Menschenstudien.

Als wohlhabender Mann hatte er, wie man zu sagen pflegt, einen Beruf nicht nöthig. Da aber in Deutschland beruflose Männer eine wenig angesehene soziale Stellung einnehmen, reichte er sich selbst in die Schaar der Schriftsteller ein. Jeder, der eine Hand hat und Geld, um Tinte und Papier zu kaufen, glaubt sich ja berechtigt, zu schreiben. Daß Talent dazu gehöre, darauf kommen die Menschen in der Regel nicht. Also Emile ging unter die Journalisten. Mit ziemlichem Geschick verfaßte er aus vier Artikeln, die er gelesen, einen fünften; er interviewte Künstler, Staatsmänner und Gelehrte. Das ist ein Beruf, zu dem weniger Begabung als eine gewisse Züchtigkeit und Unerforschtheit gehören. Nach einem bestimmten Rezept schreibt er dann die Unterredung nieder. Die Zeitung, für die er arbeitet, ist ein vielgelesenes Volksblatt; es ist in Berlin durch seine Verbreitung zu einer Macht geworden. Man fürchtet daher den „Ausfrager“ und ist aus Angst liebenswürdig gegen ihn. Und das Publikum liest an jedem Morgen zum Frühstück Emiles Orakelsprüche, in die er stets eine Schmeichelei für Deutschland im Allgemeinen und für Berlin im Besonderen einfließt.

Künftig also sang Herr Schneider das Loblied Deutschlands: in Gesellschaft dagegen spielte er sich als Franzosen auf. Ja, war er mit Freunden zusammen, so hatten sie den Eindruck, als spräche er nur gebrochen deutsch, als sei er eigentlich ein Ausländer. Damen konnten ihm keinen größeren Gefallen thun als den, erstaunt auszurufen: „Sie sind ein Berliner? Unmöglich! Sie machen ganz den Eindruck eines Parisers.“

Um den Genuß voll auszukosten, pflegte er in solchem Fall zu fragen: „Warum, meine Gnädige?“ Dabei strahlte und leuchtete sein Gesicht.

„Ihr ganzes Wesen ist so pariserisch. Und dann Ihre Erscheinung, Ihr Gesicht, Ihre Bewegungen, so der ganze Habitus!“

Emile wuchs förmlich, wenn er solche Worte hörte.

Noch Eins schmeichelte ihm und beglückte ihn: wenn man ihn für einen armen Künstler hielt. Er war der Sohn des Butterhändlers en gros et en détail in der Köpenickerstraße 54; als einziges Kind wohlhabender Eltern hatte

er nie die Sorge um tägliche Brot kennen gelernt. Darum — weil wir uns immer zum Gegensatz hingezogen fühlen — war es sein Ehrgeiz, für arm und genial zu gelten. Er spielte den Bohémien und den Unsoliden.

Beides war er nicht. Selbst in Paris hatte er sich als der wohlherzogene Sohn eines Speiëbürgers benommen, nie eine Dummheit, nie eine Extravaganz begangen. Er hätte gar nicht den Muth zu einem Schritt vom Wege gehabt, denn er war sehr, sehr ängstlich, fast schon feig.

Zum Glück wußte man in Berlin nicht, wie Emile seine berühmte pariser Studienzeit verbracht hatte. So spielte er, von jungen Damen bewundert und verehrt, von älteren Leuten geduldet und belächelt, seine Rolle als Talmi-Pariser, bis er einen verhängnißvollen Schritt that. So gern er auch in der Phantasie ausschweifte, so wenig that er es — wie wir gesehen haben — im Leben. Bei dem wichtigsten Schritt seines Daseins kam nun sein eigentliches Ich, der Sohn des behäbigen Butterhändlers, wieder unter dem französischen Himmels hervor. Monsieur Schnebère verlobte sich, nicht mit einer geistreichen vornehmen Dame der Gesellschaft, sondern mit der Tochter eines reichgewordenen Käsehändlers. Wer Emile nur als Sprößling der Butterfabrik kannte, sagte: Eine sehr possende Partie; wer ihn aber einzig und allein als genialen Bohémien kannte, wunderte sich über den Geschmack des anspruchsvollen Schriftstellers.

Emile heirathete, und zwar ein strotzend gesundes, sauberes Mädchen. Trotzdem das junge Weibchen allerliebste war, beging der Boulevardier Monsieur Schnebère mit dieser Ehe doch einen Fehler: beide Rollen, armer Künstler und von Luxus umgebener Schwiegersohn des Käsehändlers, ließen sich auf die Dauer nicht vereinigen. Schneider verfiel unrettbar der Solidität und dem Reichthum. Die Bewunderung der jungen Damen war zu Ende, seine Rolle als strebsamer hungernder pariser Bohémien ausgepielt.

Emil Schneider widmet sich jetzt ganz den Unfragen für das vielgelesene Lokalblatt und lobt nur noch seine Vaterstadt. Ungeweihte glauben, daß die Größe Berlins ihn bezwungen habe, daß er, nachdem er Süd und Nord, Ost und West durchstreift, eingesehen habe, wie es bei Mattern doch am Besten sei. Die Eingeweihten aber wissen, daß es nicht eine Aenderung seiner Ueberzeugungen, sondern einfach seine Heirath war, die diese Wirkung hervorbrachte. Rettungslos ist er nun ein Philister geworden: für die Aristokratie des Geistes ist er verloren.

Wenn seine früheren Freunde ihn jetzt sehen, erkennen sie ihn kaum. Wie Defenteig, den man in einem warmen Ofen legt, so war das hübsche, flinke, flotte Kerlchen Emile in der schwiegerväterlichen Weibselust zu einem behäbigen Familienvater aufgezogen.

Er schreibt noch immer. Das Lob Berlins dringt nun mit dem Brustton der Ueberzeugung aus seinem fettgewordenen Körper; er lobt in allen Tonarten, in Dur und Moll. Seiner pariser Jugendsünden, an die er noch immer glaubt, gedenkt er mit herablassendem Mitleid. Selbst sein Bart ist nicht mehr spitzig spitz gestutzt, sondern entfaltet sich frei auf Wiedermannsweise. Der geniale Bohémien Emile Schnebère ist ein stattlicher Rentier geworden und blickt behäbig auf acht gesunde, blühende Kinder herab. G. von Beau lieu.



Selbstanzeigen.

Allgemeine Theorie der gesellschaftlichen Produktion. E. G. Beck in München, 1901.

Mein Buch versucht eine synthetische Darstellung der gesellschaftlichen Produktion. Nachdem die objektiven und subjektiven (motivatorischen) Elemente und die Motivation der Produktion überhaupt vorgelegt sind, wird der bekannten klassischen Lehre vom Tauschwerth der Waaren und von der Inhaltsbildung der gesellschaftlichen Produktion die Theorie vom Vertheilungswert aller Faktoren der Produktion und von der Formbildung der gesellschaftlichen Produktion, und zwar in ihrer wirtschaftlichen Ausgestaltung wie in ihren unwirtschaftlichen Abweichungen, ergänzend an die Seite gestellt. Im Anschluß daran wird die allgemeine Kausalität des Umfanges der gesellschaftlichen Produktion untersucht; und diese Untersuchung giebt uns, in Verbindung mit der Lehre von der gesellschaftlichen Akkumulation, den richtigen Ausgangspunkt für das Problem der Ueberproduktion und damit der Absatz- und der Produktionskrisen. Auf zahlreiche Spezialmaterien, wie Wirtschaftlichkeit und Unwirtschaftlichkeit, Kapital, Produktivität, produktive Affoziation, Lohnsystem, Geld, Tauschwerth u. s. w., wird dabei neues Licht geworfen, insbesondere aber die Rolle der internen Ausbeutungsvorgänge innerhalb des sozialen Körpers in ihrem Einfluß auf den ökonomischen Zustand der Gesellschaft wie auf die Gestaltung der Produktion nach Gebühr gewürdigt.

München.

Dr. A. Nordenholz.

Kaiser Otto III. Heinrich J. Raumann, Leipzig. Preis 2 Mark.

Das Stück, das ich der Oeffentlichkeit übergebe, ist ein Theaterstück in sehr theatralischem Sinne; kein Theatereffekt ist gespart: eine Schlacht hinter der Bühne mit wirklichem Kanonendonner, das gedörrte Grab eines Kaisers, Geistererscheinungen, Flagellanten, die sich geißeln, Krönungszüge, Märtyrertod und Gift; man wird den ganzen Apparat der Bühnenmaschinerie (der rückständigsten Maschinerie, die wir haben) aufwenden dürfen. Wenn das Stück auf dem Theater nicht gefällt, so liegt's am Maschinisten. Weiter will ich zur Empfehlung meines Dramas nichts anführen.

Leipzig.

Paul Schmidt.

Der Sieger. Ein dramatisches Gedicht. Verlag der Deutsch-französischen Rundschau. München, 1901.

Die Kraft großer Menschen, für die Ewigkeit zu schaffen, ist das zum Bewußtsein gewordene Gefühl des Ewigen. Ein einziges Moment tiefsten Erlebens kann dieses Bewußtsein, das den schöpferischen Menschen, den Herrscher, erzeugt, zur Reife bringen. Ich habe versucht, diesen Moment im Leben des „Siegers“ künstlerisch zu gestalten.

München.

Otto Falkenberg.

Unschuld. Ein modernes Mädchenbuch. Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig, 1901.

Darf ich rüchhaltlos aufrichtig sein? So völlig Weib aus weiblicher Anschauungsweise? Ohne die nun vielbegehrte Modewangsjacke der Männlichkeit anzuhängen, die zu der Weiblein runden Formen und Anschauungen doch nicht paßt? Also kurz gesagt: Ich finde unsere Welt von heute das Fugigste, was es an Narrerei geben kann! Suchen Sie mit mir, ob Sie auch nur fünf von jenen schwerwiegenden Gedanken, mit denen die Gehirnsfunktion der Menschheit sich beschäftigt, finden können, die in irgend einem — Ihr nennt es logischen — Zusammenhang stehen. Unsere moralischen und sittlichen Enttäuschungen, Verachtungen, Wünsche passen so gut zusammen wie Butterbrot mit Kieselsteinen. Neue Leitungsbahnen des Gehirns, die ein konsequentes Denken zu vermitteln haben, scheinen bei den Meisten paralytisch zu sei. Ueberall nur hier und dort Gehörtes und darum Wiederholtes, als wäre unser erhabener Stammvater ein Papagei gewesen. Da denke ich nun an das kleine Gebiet, das ich zu überblicken vermag und um dessen willen ich dies Büchlein schrieb: die Mädchen-erziehung. Gut, wir sind einig. Der Komplex Dessen, was die menschliche Einzelnatur ist, läßt sich nicht schaffen, wie Erzieher wollen. Es ist Etwas, mit dem gerechnet werden muß. Aber der Erzieher kann jedenfalls der gütige Wegbahnende sein. Oder meinetwegen auch nur der Gärtner. Na, Sie wissen schon! Gärtner, . . . Pflanz . . . junges Bäumchen . . . Stürme. Und so weiter. Aber da erstirbt das Büchlein auf den Lippen und ich werde sehr ernst. Denken Sie zum Beispiel daran: Man tabelt, daß unter uns Weibern so selten Charaktere gefunden werden. Da müßte man glauben, ein wollendes Unterstützen nach Besserung vorzufinden. Ganz im Gegentheil aber beweisen fortwährend Tausende von Einzelfällen, daß in Wirklichkeit beim Weibe jeder Versuch, sich zu strecken, um ein Selbst zu werden, eingeengt wird wie ein chinesisches Frauenfuß. Oder: Erzieher und Eltern lehren die Tugend als etwas Abscheuliches und belügen dabei ungenirt die zu Führenden, die es natürlich bemerken und mißtrauisch werden. Oder man sagt dem jungen Mädchen: Halte die Augen offen, sieh, praktisch, lebensgewandt, Aug zu werden. Ganz gut; aber da geht eine Schwangere vorüber oder eine arme Deffassirte; oder Du bekommst Einblick in eine schlechte Ehe. Da mache nur, o junges Mädchen, die Augen, die Du offen halten solltest, schnell wieder zu. Nicht wahr, Du hast es nicht bemerkt? Die löbliche Konsequenz Deiner Erzieher will es so. Das darfst Du nicht wissen. Das Leben ist rosenroth und zuckerföh, so steht es ja in all den hübschen Jugendschriften, die Dich unterhalten sollen. Belehren . . . Du lieber Himmel! Nur Das nicht! Du sollst auch Mutter werden, weil es Dein heiligster Lebenszweck ist; aber von der Mutterchaft darfst Du nichts wissen. Das wäre eine Schande! Und Du sollst im Leben die mütterlich Gütige sein, die bei Schäden nur an heilendes Bessern denkt. So wünscht man es von Dir, Du unwissendes, mit dem Täubelschürzchen behängtes Täubelbündchen, dem alles Wahre verschwiegen wird.

Mag dies Büchlein ein Weg für das werdende Weib sein. Erst, wenn unsere Natur sich entfaltet haben wird, können wir weiter sprechen; . . . und wie weit, wie weit ist es noch dahin!

Leipzig.

Elisa Aseuijeff.

Mauthners Sprachwissenschaft.

Warin unterscheiden sich die Thaten der Denkzertrümmerer von den Geheissen der gewöhnlichen Kanoniere, daß, wenn sie ihre Bombe in die Reihen der Feinde und Hochgelehrten geschleudert haben, zunächst kein Lärm entsteht, sondern peinliches Schweigen. Mauthners Sprachkritik war schon in ihrem ersten Band todbringend nicht nur für den üblichen Betrieb der Wissenschaft, sondern für diese selbst oder wenigstens für den Glauben, sie habe Erkenntnißwerth, sie sei etwas Anderes als theils phantastische, theils phantasieloze Symbolik. Aber fast durchweg haben die amtlichen wie die wirklichen Vertreter der Geisteswissenschaften und allgemeinen Naturwissenschaften, die es am Meisten anging, als ob sie unverantwortlich wären, nichts zu erwidern gehabt; es war eine Ausnahme, wenn sie zum Zweck des Entstellens und Herabsehens einen journalistischen Kumpen oder einen dilettirenden Alleswisser ins Treffen ließen. Mauthners Buch ist demnach von den Gelehrten als ein bleibendes Werk, das zum Wirken bestimmt ist, durch ihr typisches Verhalten anerkannt worden; und mehr ist billiger Weise nicht von ihnen zu verlangen.

Die, an denen jetzt*) die Reihe ist, beredt zu schweigen, sind die Männer der Sprachwissenschaft; und man darf neugierig sein, ob sie, die sich ihr Leben lang und von Berufs wegen mit dem Sprechen beschäftigen, sich aufs gründliche Schweigen noch verstehen werden. Mehr aber interessant die folgende Frage; sie drängt sich Jedem im Verlauf des Lesens vielleicht mehr als einmal auf, denn besonders dieser zweite Band ist so reich und trotz der ganz lichtvollen Darstellung eben durch diese strömende Fülle schwerer Gedankenfrachten besonders beim ersten Lesen so verwirrend, daß es schwer fällt, jeden Satz des Bandes sofort als Nebenjah des Grundgedankens aufzufassen: ist der Inhalt dieses zweiten Bandes etwas Anderes als eine Kritik der Sprachwissenschaft und ist Das nicht ein völlig anderes Thema als die Kritik der Sprache selbst? Dandelt es sich demnach in diesem mehr als 700 Seiten umfassenden Bande, der sich wie ein bei jeder erneuten Lecture stärker spannendes Kunstwerk liest, nur um einen großartigen Seitensprung, um ein Parereyon vom Arbeitstisch eines Verschweuderischen? Das ist die Frage, die nicht müßig ist, weil sie sich selbst stellt, die aber durchaus zu verneinen ist. Sprachkritik heißt ja nicht nur, daß über die Sprache Kritik gesprochen, daß ihr entgegengeredet, sondern, daß ihr Wesen und Werth umfassend untersucht werden soll. Sprachkritik wäre also das Selbe wie Sprachwissenschaft, wenn diese nämlich kritisch wäre; da sie es nicht oder zu wenig ist, muß sie selbst erst kritisiert und aus dem Wege geräumt werden. Der zweite Band Mauthners bringt also die Berichtigung seiner Vorarbeiter und in unbilliger Verbindung damit die Weiterführung des eigenen Gedankens.

Ein durchaus tüchtiges Stück Vorarbeit haben die Besten unter den neueren Sprachforschern schon geleistet, die Junggrammatiker vielfach halb und mehr unbewußt, Hermann Paul, der mehr ist als der Führer dieser Richtung, nämlich ein Sonderling mit unversellen, auf Wissenschaftsreform abzielenden

*) Beiträge zu einer Kritik der Sprache von Fritz Mauthner. Zweiter Band: Zur Sprachwissenschaft. Stuttgart 1901. J. G. Cotta.

Tendenzen, der in seinen Prinzipien der Sprachgeschichte und seiner Methodenlehre endlich begonnen hat, die Sprachwissenschaft psychologisch zu treiben, Johannes Schmidt, Michel Bréal (wie wir von Mauthner erfahren) und schon früher umfassender und tiefer Lazarus Geiger; noch früher in prachtvollen Aphorismen Vico und Hamann. Es lag in der Luft, besonders über dem emsigen, kleine und kleinste Sprachgesetze suchenden und demnach auch findenden Studium der Junggrammatiker; und doch werden gerade sie tief erschrocken sein über die Katastrophe, die nun hereinbricht, — oder sie werden nichts davon verstehen.

Die Junggrammatiker haben die Sprache als ein selbständiges Gebilde aufgefaßt, das seine eigene natürliche Entwicklungsbahn habe und losgelöst von den übrigen Thätigkeiten des Organismus zu betrachten sei, sofern sie überhaupt schon den Gedanken gefaßt hatten, „Sprache“ als ein Abstraktum für einen Komplex von Thätigkeiten und nicht für etwas Dingliches, eine geistige Kräfte oder dergleichen Schiefsgewachsenes anzusehen. So war es ihre Aufgabe, den Begriff der Sprachgesetze neu zu formulieren: wenn es überhaupt Gesetze, Naturgesetze waren, wenn die Notwendigkeit, wonach sich die Worte, die Bildungen, die Laute, die grammatischen Formen, die Bedeutungen veränderten, in dem abgeschlossenen, für sich bestehenden Sprachganzen begründet lag, wenn die Sprache sich wandelte auf Grund immanenter Kräfte, wenn eine Veränderung in ganz bestimmter Richtung eine Tendenz und Eigenschaft der Sprache war, wenn es Sprachbewegungsgesetze gab, wie es Fallgesetze giebt, dann konnten keine Ausnahmen zugelassen werden, die Ausnahmen konnten vielmehr nur Beispiele sein für ein bisher nicht beachtetes Gesetz. Es begann also ein bisher noch nicht erhörtes Durchsuchen des überlieferten Sprachmaterials und dabei kam man darauf, endlich mit Sicherheit zu bemerken, daß die Volkssprache nur ein sekundäres Ergebnis der Dialekte oder nur eine Abstraktion sei. Von da bis zu der Erkenntnis, daß es überhaupt „die“ Sprache nicht giebt, sondern nur Sprachthätigkeit von Individuen, war nur ein Schritt; Hermann Paul hat ihn beinahe gethan, sehr zur Qual künftiger Dialektforscher auch unter den Junggrammatikern. Er ist dann weiter gegangen, hat eingesehen, daß zu unterscheiden ist zwischen den physischen Vorgängen im Einzelmenschen und Dem, was immer nur physisch, nie psychisch, vom Mund zum Ohr als äußere Sprache zwischen den Menschen hin und hergeht. Ihn interessiert zu sehr die Sprache und ihre Wandlungen auf dem Wege zwischen Mund und Ohr, als daß er dem Gedanken nahe getreten wäre, daß also die innere Sprache als physischer Vorgang zusammenfällt mit Dem, was man Denken nennt. Er hat mit der Zurückführung der Sprache auf die Psychologie nicht Ernst genug gemacht. Es schien ihm genug, Perspektiven zu eröffnen und vor Allem das Arbeitsfeld der Philologie als ansehnlich genug hinzustellen, auch nachdem sie freiwillig so viel anderen Disziplinen, wie der Kulturgeschichte, abgetreten hatte, weil die Philologen gar zu Unvereinbares neben einander betrieben. Ich fürchte, die werthvolle Arbeit Pauls wäre ungethan geblieben, wenn nicht die alte, immer erneute Frage ihn angespornt hätte: Was ist Philologie? Ist Philologie eine Wissenschaft? Von diesem Ausgangspunkt konnte man freilich den Weg aus der Junst heraus nicht finden. Und vor Allem mußte ihm bei der Abneigung der Linguisten gegen die andere Richtung der Philologen, die ihre Wissenschaft hauptsächlich als Kulturgeschichte aufgefaßt wissen wollten,

das Wichtigste gerade entgehen: wenn die äußere Sprache ein Verkehr zwischen den Menschen ist, dann wird sie wohl entscheidend verändert werden eben durch den Verkehr der Menschen und Völker unter einander: durch die Zufälle der sogenannten Weltgeschichte, dann also wird es keine Sprachgesetze überhaupt nicht geben, die Veränderungen erklären sich bald so, bald so, auf tausenderlei Weise, sie beruhen nicht auf geheimnißvollen Kräften der Sprache, sie sind nicht formelhaft zu gruppieren, es giebt nicht Sprachwissenschaft, sondern nur Sprachbetrachtung als einen Theil der Geschichte, die keine Wissenschaft ist. Jede Veränderung auch in der Sprache ist natürlich notwendig, wie Alles in der Natur, aber sie ist nicht auf ein Gesetz zu sperken: wir geben die Nothwendigkeit a priori, weil auf Grund menschlicher Erfahrung, zu, aber wir erkennen sie nicht im Einzelfall. Dazu, Gesetze möglich zu machen, sagt Mauthner, dessen kritische Gedanken ich hier natürlich schon wiedergebe, sind die sprachlichen Thatfachen, die uns bekannt sind, nicht etwa zu geringfügig, sondern zu reichlich. „Ich möchte Kühn behaupten“, sagt er, „daß nur die Armuth an Thatfachen Gesetze zuläßt, wie sie Gesetze fordert. Die Wirklichkeit in der Sprache wie in aller Natur ist gesetzlos, trotzdem sie notwendig ist.“

Aber nicht auf diesem deduktiven Wege bringt uns Mauthner zu der Einsicht, daß es keine Sprachgesetze, keine wissenschaftlich festzulegende Sprachentwickelung giebt, wie er denn überhaupt, sogar bei glänzenden Einfällen, stets selbst vor deduktiven Versuchen warnt, die ein blendendes, verführerisches Spiel sind, aber nichts beweisen, obwohl man Alles mit ihnen beweisen kann. Er ergötzt sich vielmehr, umfassend und zermalmend, auf allen Einzelgebieten der Sprachwissenschaft. Welche — nur nebenbei sei's bemerkt — ungeheure Arbeitsleistung Das voraussetzt, merkt nur, wer mit immer neuem Staunen das Buch selbst liest. Natürlich ist nun aber diese Fülle von einzelnen Nachweisen um Vieles werthvoller als jener allgemeiner Satz, den sie erhärten.

Da die modernen Sprachforscher, wie ich schon sagte, kritisch sind meistens nicht gegen die Sprache selbst, sondern gegen die Fachkollegen, konnten sie natürlich nicht auf den Gedanken kommen, den Alt abzusagen, der ihr Katheder stützt, oder gar die Wurzeln auszuroden, die sowohl ehrwürdig alt wie nahrhaft sind. Diese Wurzeln sind, bei den Indogermanisten wenigstens, Sprachwurzeln genannt: ihrer Behauptung nach Reste einer Ursprache, hinter der sich nichts mehr befindet. Sie behaupten zwar nicht, es habe vor der Sprache der Arier oder gleichzeitig keine andere gegeben, aber sie beschreiben sie so, als ob sie autochthon entsprungen wäre und als ob alle sogenannten indogermanischen Sprachen direkte Abkömmlinge dieses weiter nicht zurückzuführenden Urahnen wären. Sie untersuchen vor Allem gar nicht, ob die Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten in diesen Sprachen nicht anders zu erklären seien als durch Abstammung oder Verwandtschaft, ja, sie erörtern auch nicht, was denn Das eigentlich sei: eine Verwandtschaft zwischen Sprachen.

Mauthner hat gegen die Wurzeln selbst schon deshalb leichtes Spiel, weil einige gute Forscher da bereits mit der Skepsis begonnen haben. Er weist nach, daß sie Fabrikate theils indischer, theils sonst indogermanischer Grammatiker sind, daß sie aber nie einer lebendigen Sprache angehört haben. Da man aber von dem Urvolk der Arier nichts weiter weiß, als daß man es voraussetzen

muß, wenn man ihm eine Sprache zuspricht, die nie gesprochen worden ist, so fällt auch die Grundlage zur Annahme einer „Verwandtschaft“ zwischen den indogermanischen Sprachen weg. Sprachen sagte man, Völker aber mußte man meinen, selbst wenn man es leugnete. Sprachen können nur dann verwandt sein, wenn die Völker von einerlei Abstammung sind. Sonst bleibt von der Verwandtschaft nichts übrig als die nicht weiter erklärte Ähnlichkeit. Uebersetzend weist Mauthner darauf hin, daß es rathsam ist, statt von Völkerwanderungen und Sprachwanderungen bescheiden von Wörterwanderungen zu reden: wo wir wissen, daß Völker sich unter einander vermischt haben, wissen wir es nicht aus der Sprache, sondern sonstwoher; vielleicht erklärt sich die auffallende Ähnlichkeit gewisser Sprachen ohne Rest aus Völkermischung und Sprachentlehnung. Die Einheit einer Volkssprache läßt noch nicht auf die Reinheit der Masse schließen. Wo die Sprachwissenschaft Etwas von der Geschichte von Sprachen weiß, da verdankt sie es zufälligen Kenntnissen über die Völkergeschichte; aber umgekehrt sind aus sprachlichen Uebereinstimmungen keine Schlüsse auf ethnologische Thatfachen angängig. Vor Allem aber: was wir von Völkern wie Sprachen wissen, geht ein paar tausend Jahre nur zurück, weiterhin fließen uns nicht die geringsten Quellen mehr, die Sprachen aber und das Menschengeschlecht sind ungezählte Jahrhunderte alt; was soll da der undurchführbare Versuch, über den Ursprung der Sprachen oder gar die Ursprache irgend Glaubhaftes festzustellen? Wenn Das aber nicht möglich ist: wie soll es angehen, den heutigen Zustand der Augenblicksprachen geschichtlich zu erklären? Wie soll es ferner erlaubt sein, eine Rangordnung und Stufenfolge der Sprachen nach ihrer morphologischen Struktur zu konstruiren, wo wir nicht wissen, ob zum Beispiel der Zustand der chinesischen Sprache das Abbild Dessen ist, woher unsere Sprachen kommen, oder Dessen, wohin sie gehen, oder, was nicht ohne Weiteres abzuweisen ist, sowohl das Eine wie das Andere? Denn, immer wieder werden wir darauf hingewiesen, die Sprachen hatten Zeit; sehr viel Zeit die Ueberreste, die wir heute vor uns liegen haben, brauchen gar nicht Höhepunkte einer einzigen, fortschreitenden Entwicklung zu sein: viel eher sind es Ueberbleibsel aus einer Menge ganz verschiedener Mischungen und Katastrophen. Außerdem aber ist bei Sprachen von fortschreitender Entwicklung schon darum nicht die Rede, weil alle gleich viel und gleich wenig Erkenntnißwerth haben, nämlich gar keinen, wie auch immer ihre grammatischen Kategorien oder gar ihr Lautbestand beschaffen sein mögen. Bestützend und vernichtend aber vor Allem, und zwar nicht nur für Sprachgelehrte, ist eine großartige Phantasie Mauthners, die mehr ist als Phantasterei, nämlich ein Beispiel, wie es, so oder ganz anders, einmal gewesen sein muß, und darum nicht bloß eine wissenschaftliche Hypothese, sondern ein Fragment skeptischer Weltanschauung. Es ist tödtlich für alle jene vom Darwinismus, oder wie sie jetzt lieber nennen, vom Monismus ausgehenden priesterlichen Versuche, an die Stelle des alten Gottes eine läblich und erfreulich immer vorwärts wachsende Welt zu setzen. Diese Welt hat zwar keinen Anfang und kein Ende, das Wort Zweck wird auch gern ängstlich vermieden, aber trotzdem geht es geradlinig einem Ziele zu, über den Menschen, der auch diesmal die Krone des Ganzen ist, weil sonst die ganze Sache für uns zwecklos wäre, immer weiter nach höheren Trieben. Mauthner nimmt an, daß Völker und Sprachen in

einem Cyklus von beiläufig einundzwanzigtausend Jahren durch periodische Eiszeiten immer wieder vernichtet, durcheinandergeschüttelt und vermischt werden, daß es kein stetiges Aufwärts, sondern immer nur ein ewig wiederkehrendes, wenn auch nie gleiches Auf und Ab giebt, keinen Fortschritt, sondern ein Durcheinander. Ich lasse hier, wo es sich um einen der Höhepunkte seiner Darstellung handelt, Nathners eigene Worte folgen:

„Keine Sage weiß mehr zu erzählen, wie urweist die Völker — im Rhythmus von 21 000 Jahren — weggedrängt wurden von ihren Weideplätzen und wie sie wieder neue Weideplätze fanden, — nach Jahrtausenden. Wie bei den Ansetzern der skandinavischen Küste keine Kunde mehr ist von der ‚Bodenerhebung‘, wie die Fische und Muscheln nichts mehr davon wissen, daß sie sich vor Zeiten, als dieser selbe Boden noch tief im Meere versenkt war, in diesen selben Schluchten von Wasserpflanzen genährt haben, so leben die Menschen da und dort und wissen nichts von der Eiszeit. Sie wissen nicht, daß es einmal am Aequator zu heiß war, selbst für Neger zu heiß, daß die Menschen, falls sie so organisiert waren wie die heutigen, nicht am Aequator zuerst wohnen konnten und nicht in der gemäßigten Zone, sondern allein an den Polen. Sie wissen nicht, daß unzählige Kälteperioden im Rhythmus von 21 000 Jahren vorübergehen mußten, bevor die jetzige Gruppierung der Rassen zu Stande kam, die uns so ewig scheint und die doch in den nächsten 21 000 Jahren so vielen anderen Gruppierungen wecheln muß. Sie wissen nichts von den furchtbaren Kämpfen gerade in Europa, die ausbrachen, als die vorletzte und die letzte Eiszeit erst langsam, aber unaufhaltsam eine Thatsache wurde. Wie da das Eis hergehob sich von den Alpen, von den Karpathen, von Scandinavien über ehemals fruchtbare Lande hinschob, wie die ungeheuerste Verzweiflung sich der Menschen bemächtigte, furchtbarer noch als die Kämpfe der letzten Menschen in der legendären Sintfluth. Welche Rassen immer damals in Europa hausten, am Rhein und an der Elbe, in Rußland und in England, mit dem Hunger wilder Thiere mußten sie über einander herfallen. Nicht Menschen: Völker wurden vernichtet. Und die Sieger starben fast wie die Besiegten, bis in dem ruhigen Rhythmus von 21 000 Jahren wieder langsam, unaufhaltsam die Thäler sich öffneten und grüntem und von überall her Völkerströme herbeistürzten — auf Jahrtausende vertheilt —, um Besitz zu ergreifen vom eisfreien Lande. Man stelle sich einmal diesen Zustand lebhaft genug vor, die Gletscher als Ordner der Erde; wie sie die Schranken öffnen und wieder schließen, unförmliche Automaten im Rhythmus von 21 000 Jahren, wie sich zu gleicher Zeit Kontinente bilden und trennen, wie das Meer bald siegt, bald unterliegt, wie die Atlantis sich breit zwischen die alte Welt und Amerika legt, wie ganze Kontingente aus der unergründlichen Wassermasse der Südsee auftauchen und die Südspitzen von Afrika und Amerika nach dem Pole zuftrecken, wie da braune und rothe, schwarze und gelbe und weiße Völker gierig wie hungernde Wölfe um nährendes Land streiten, um ein Stück Erde, das nicht Meer und nicht Gletscher ist, um einen Fleck, wo ihnen wohl ein Grassalm wüchse, wie da die langsamen Gletscher mit eisigen Händen den braunen und rothen, den schwarzen und gelben und weißen Völkern — oder was es davon damals gab — die Wege wiesen und verboten, wie Das sich blutig mischte und mordete und liebte und verstand und mißver-

stand im stillen Rhythmus der 21 000 Jahre, hinauf und hinab, und wieder 21 000 Jahre, hinauf und hinab: wer Das vor Augen sieht, Der wird vielleicht nicht mehr mit der alten Andacht die Fragen untersuchen: ob die Menschen alle von einem Paare abstammen, ob die Indocroptäer vor ihrer Trennung am Hindukufsch gewohnt haben, welchen Weg sie auf ihrer Wanderung nahmen und ob die Schädel der Mammutmenschen dolichotephal oder brachyotephal waren?"

Noch einmal: man kann nicht scharf genug solche Weltanschauung, die alle Wahrscheinlichkeit unserer Einsichten für sich hat und die übrigens mehr ist als eine himmlisch zerfließende Weltanschauung, nämlich eine Erdbanschauung, den jetzt wie Pilze aus der Kiefernhaide emporwachsenden neuen Offenbarungen entgegenhalten, deren Urheber sich sehen und in ihrer Freiheit gekränkt von der widerlichen Menschenwelt zurückgezogen haben und dafür in der weiten Gotteswelt Alles lieblich und angenehm finden, zumal, wenn sich diese Gespinnste mit sehr beachtenswerthen, aber ins Moralische mißdeuteten erkenntnistheoretischen Hypothesen ausstaffiren. Bei der Gelegenheit kann gleich die Rede sein von einem verwandten Versuch unserer Zeit, den Optimismus wieder aufzufinden. Ich meine die neuerdings von den Brüdern Hart verkündete „Aufhebung der Gegensätze“. Erkenntnistheoretisch, vor Allem als Kritik der Kausalität und der Dinglichkeit überhaupt, steckt da gewiß Richtiges dahinter, wenn auch Julius Hart, der diesen einen Gedanken als Grundlage von etwas Positivem ansieht, nichts davon weiß, daß die Gegensätze eben einem Fluß der Sprache gehören, daß man sich nicht nur von den Gegensätzen frei machen muß, sondern von den Sätzen überhaupt. Diesen Gedanken, daß die Gegensätze nicht in den Dingen liegen, sondern in unserer Sprache, findet man bei Wauthner sehr klar, schlicht ausgesprochen und ohne den Glauben, es sei etwas Positives und Wonnecolles von der objektiven Welt ausgesagt, wenn man die Gegensätze als subjektives Element aufdeckt; er sagt (II, 50): „Ein Widerspruch ist in der Wirklichkeitswelt undenkbar. Denkbar und wirklich ist er nur im Denken oder im Sprechen der Menschen . . . Die Wirklichkeiten sind nicht wider einander, sind einander nicht feind, nicht entgegen, sie sind einander nur entgegengesetzt, widersprechen einander nur.“ Diese Einsicht hält aber, wie wir schon gesehen haben, Wauthner nicht ab, von den Dingen, zum Beispiel von den Eiszeitalastrophen, so zu sprechen, wie wir sie eben sehen; denn unser Sehen gehört denn doch auch, wie wir nachher sehen — oder sprechen — wollen, zu unserer Sprache. Allerdings aber übersieht er keineswegs, daß wir diese natürlichen Geschehnisse weder mit dem Maßstab unserer Moral noch auch nur mit unserem Größenmaßstab messen dürfen; wie er denn an den Schluß seiner Erzählung von den Eiszeiten ausdrücklich die Worte setzt: „Der Einzel Mensch taumelt in seiner Kleinheit vernichtendem Gefühl. Nur Wenige sind stark und taumeln nicht und wissen lächelnd, daß Kleinheit und Größe nur Worte sind, Verhältnißmaße, nichts Wirkliches.“ Noch sei bemerkt, daß jene „Aufhebung der Gegensätze“, ganz subjektiv aufgefaßt, nämlich als persönlicher Vorsatz, sich über die Gegensätzlichkeiten unserer Zeitgenossen zu erheben, ein wertvoller Kulturfaktor sein kann. Nur hat Das mit jener erkenntnistheoretischen Einsicht nicht die allerleiseste Berührung; es ist ein böser Schnitzer, der nur zu oft begangen wird, im Moralischen und Erkenntnistheoretischen gleiche Worte zu gebrauchen, Beides ineinanderzustopfen,

bis es aufschwülzt, und dann zu glauben, man habe Positives aufgebaut. Leider ein Irrthum unserer Zeit: jeder gute Wille sei ausreichend für eine neue Religion.

Wir haben gesehen, wie Mauthner mit der bisher geltenden Auffassung, die Sprache sei ein selbständiges Geistgebilde mit eigenen, nur ihr angehörigen Gesetzen, gründlich austräumt. Die Gesetze, die aufgestellt worden sind, sind erstens falsch und zweitens lassen sich keine aufdecken: die Sprache ist überhaupt kein Gebilde, sondern Vorgänge und Thätigkeiten in Verbindung mit anderen Vorgängen und Thätigkeiten; so wenig ein Forscher, der die Geschichte der menschlichen Verdauung und ihre immanenten Gesetze schreiben wollte, davon Abstand nehmen dürfte, von der Rindviehzucht zu erzählen, eben so wenig dürfen die Sprachforscher die Einflüsse der politischen und gesellschaftlichen Geschichte außer Acht lassen. Und da es sich um geistige Vorgänge zwischen den Menschen handelt, ist vor Allem zu untersuchen, welche Interessen — im weitesten Sinne des Wortes — die Menschen zur Sprache und zur Umwandlung der Sprachen gebracht haben. Der Versuch, den Mechanismus der Sprachenbelebung und Veränderung durch Hin- und Herwenden der kämmertlichen Fragmente, die wir haben, zu begreifen, ist als gescheitert zu betrachten; an die Stelle mechanisch wirkender Gesetze können nur Phantasien und Hypothesen auf Grund sorgfältiger psychologischer Beobachtungen treten.

Mauthner untersucht also, um sich und uns Gedanken über die Entstehung der Sprache und über die Faktoren, die in sprechenden Menschen wirksam sein können, zu machen, erstens die Thiersprache, zweitens die Kindersprache und drittens die Gewohnheiten und Veränderungen im Sprechen der Erwachsenen. Es sind reizende Wege, die Mauthner uns führt, und wundervoll sind die zornigen Worte, die er an manchen Stellen gegen Steinthal und Andere findet, die dem Thier Verstand und Sprache absprechen, die beim Thier Instinkt nennen, was beim Menschen für Moral ausgegeben wird. Mit großer und nicht nur sprachlicher Gewalt zeigt er, wie der Mensch es nicht lassen kann, sich um Gottes willen zu überheben. Und in dem Kapitel über die Kindersprache glänzt durch alle feinen Beobachtungen die liebevolle Güte des Menschen durch, die ja natürlich bei der Erdichtung der von den Pfaffen irreführten Thierbeurtheilung nicht ganz so deutlich zum Vorschein kommen kann.

Mit der Thiersprache ist zur Aufhellung des Weges, den unsere Menschensprache genommen hat, nicht viel anzufangen: dazu ist sie theils zu unvollkommen, theils ist unser Wissen davon zu unvollkommen, theils ist sie zu vollkommen. Die beiden ersten Behauptungen sind so zu verstehen, daß die Thiere fast nur Artgebächtniß zu haben scheinen (was man eben Instinkt nennt), aber sehr wenig individuell neu erwerben, so weit uns unsere Beobachtungen da nicht täuschen. Die dritte aber wird Manchem nicht gleich einleuchten wollen; Mauthner aber zeigt, daß die höher entwickelten Thiere wenigstens feste, starre Begriffe haben, an die sie genau wie wir die neuen Eindrücke ankrystallisiren lassen. „Newton benennt die Kraft mit einem Wort und legt sich ruhig hin; der Hund knurrt sie an, weil er unsere Worte nicht hat.“ Es erhebt sich also die weitere Frage, wie denn die Thiersprache historisch zu erklären sei; und da ergibt sich, daß die Kindersprache uns mit ziemlicher Sicherheit beobachten läßt, wie das vor sprachige Galle allmählich zu einer Bewußtseinsprache wird. Mauthner will

natürlich damit, daß er den Thieren Begriffsbildung zuschreibt, den Verstand der Thiere keineswegs sehr hoch einschätzen: ich denke, er meint, Begriffe zu bilden, sei ein sonderlich nahegelegender und primitiver Vorgang, dem aber natürlich ein noch Einfacheres, irgend ein Bewimmern oder Kugeln der Umgebung, vorangegangen sein muß.

Die eben gebrauchten Ausdrücke bringen uns schon auf einen Gedanken über die Sprachentstehung, den Mauthner mittheilt, ohne ihm anderen Werth beizulegen als eines Beispiels, wie Sprache — wenn nicht entstehen, so doch — unterwegs sein konnte. Die Sprache kann man sich so entstanden denken aus Reflexlauten des Schmerzes (Weinen), der Freude (Lachen) und des Staunens. Mauthner schiebt diesen fruchtbaren Gedanken aber fürs Erste wieder zur Seite; nicht darauf kann es ankommen, daß es neben anderen Reaktionen der Organismen auf die Eindrücke der Umgebung auch Reflexlaute giebt, noch weniger darauf, die Zahl dieser Laute auf eine einfache und elegante Formel zu reduzieren, sondern es geht darum, daß gezeigt wird, wie aus diesen Naturlauten oder sonst woher Sprache wird, wie das Thier oder der Mensch dazu kommt, artikulierte Laute als Zeichen für Vorgänge der Wirklichkeitswelt zur Mittheilung zu benutzen. Innere und äußere Welt kann dabei gewiß noch gar nicht geschieden werden; jene Primitiven haben sicherlich nicht unterschieden etwa zwischen ihrem Schreien und dem wilden Thier, das den Schreck'n verursacht hat. Aber der Schrei, den Angst und Ueberladung erpressen, ist noch nicht Sprache; sie entsteht erst, wenn eine Nachahmung dieses Schreies als Mittheilung benutzt und verstanden wird. Zu den Reflexlauten muß also noch Nachahmung treten, damit Sprache wird; und es ist kein Grund, anzunehmen, daß bloß die eigenen Reflexlaute nachgeahmt wurden und nicht eben so andere Laute der Naturumgebung. Mauthner acceptirt demnach die Klangnachahmung als einen Faktor, ohne den man sich die Entstehung der Sprache nicht vorstellen kann. Nur fügt er etwas Entscheidendes hinzu: niemals hätte aus der getreuen Nachahmung der unartikulierten Reflexlaute und der unartikulierten Naturlaute Etwas wie Sprache werden können. Alle Sprache ist artikuliert, auch die der Thiere, auch die der Kinder. Alle Sprache ist nicht Sachnachahmung, sondern ein Zeichen für die Sache, das mit der Sache selbst auch in den Fällen der sogenannten Klangnachahmung nur entfernte Ähnlichkeit hat, eigentlich nur konventionelle Ähnlichkeit. Dieser Gedanke — oder vielmehr diese Beobachtung — ist neu und von entscheidender Wichtigkeit: die sogenannten Onomatopöen, wie sie alle lebendigen Sprachen aufweisen, sind keineswegs echte Nachahmungen, sondern konventionelle Zeichen, Worte. Es ist etwas ganz Anderes, ob ich das Kräh'n nachahmen will oder kikeriki sage. Etwas ganz Anderes, ob ich dem Ruf der virtuos nachahme oder ob ich ihn nenne. Keine Klangnachahmung in der Sprache ist echt, sie sind alle nicht die Sache noch einmal, sondern ein übertragenes Bild der Sache im Material unserer artikulierten Sprache. Und von vielen unserer deutlichsten Onomatopöen ist nachzuweisen, daß die Worte, von denen sie stammen, aus denen sie sich verändert haben, gar keine Onomatopöen waren, sondern ganz gewöhnliche Worte ohne jede Klangähnlichkeit. Ich möchte da eine Kleinigkeit hinzufügen, die Mauthner nicht erwähnt. Sein beliebtes Beispiel ist „kukuk“; im Mittelalter aber heißt er einfach Guck, daneben auch Guckguck. Guck

dürfte irgendwie das selbe Wort sein wie das lateinische *eucenus*; und es ist merkwürdig, daß *Gauch* in später Zeit sich dem früheren Wort wieder so genähert haben soll. Wie aber, wenn Das auch nicht der Fall ist? Wenn unser *Kufuf*, diese berühmte Klangnachahmung, ein Fremdwort etwa aus dem Französischen wäre (*coucou*, natürlich von der selben Herkunft wie *Gauch*)? Wenn dann *Guckgauch* eine der vielen volksetymologischen Anpassungen des Eindringlings *coucou* wäre, wie sehr leicht möglich ist, dann wäre es wahrscheinlich, daß dieses zunächst an den vorhandenen Sprachstoff assimilirte *Kufuf*, das sich erst später besser durchsetzte, gar nicht als Klangnachahmung gehört wurde; es war einfach ein ungewohntes, fremdartig klingendes Wort für den *Gauch*. Ich bin überzeugt, ein intelligenter Ausländer, dessen Volk den *Kufuf* irgendwie anders benennt, erräth keineswegs ohne Weiteres, daß „*Kufuf*“ dieses bestimmte Thier sein soll.

Es handelt sich demnach bei den Onomatopöien nicht um Klangnachahmungen, sondern um Symbole für Klänge, um Zeichen, um Bilder, um Uebersetzungen; gebrauchen wir endlich *Mauthners* Wort für seine wichtige Entdeckung: um Metaphern. Er hat in der lebendigen Sprache bemerkt, daß jede Neubildung, jeder Bedeutungswechsel metaphorisch ist, daß immer eine Uebersetzung des Vorhandenen stattfinden muß, um das Neue auszudrücken. Das ist der Fluss und das Wesen der Sprache: sie muß neu Wahrgenommenes alt aussprechen, jedes Aneuen an alte Worte festkleben. Nur in Bildern können wir sprechen, nur durch Altbekanntes können wir auf dem Wege des Vergleiches an das neu Gesehene erinnern, wir kommen nicht über die Sinnesindrücke hinaus; noch schlimmer: die Sprache ist ein elendes, immer wieder versagendes Mittel, sie auch nur festzuhalten, sie auch nur zu reproduziren. Alle Sprache ist eine Uebersetzung des Eigentlichen in Uneigentliches, ist nichts als „die Assoziation“; eine entfernte und vage Ähnlichkeit muß genügen, das Unausprechbare irgendwie dem Gedächtniß einzuberleiben. Das aber ist *Mauthners* fürchtbare Klage, daß die Sprache nur Gedächtniß ist, daß sie niemals etwas Neues sagen kann, daß sie kaum das Alte richtig bei sich behält.

Wenn aber alle uns bekannte Sprachbildung Metapher, wenn auch die scheinbar so echte Klangnachahmung nur metaphorisch ist, dann liegt der Gedanke sehr nah und ist eine zwingende Hypothese, daß die Sprache eben so in der Urzeit entstanden ist, wie sie heute noch wächst: durch Metapher, und zwar als metaphorische Schallnachahmung. Nicht Schälle sind möglichst täuschend nachgeahmt worden, sondern durch Schälle hat man an Bekanntes erinnert, ein Bild des Bekannten gegeben. Es giebt, sagt *Mauthner*, eine geheimnißvolle Uebereinstimmung, Uebersetzungsmöglichkeit zwischen den Dingen der Wirklichkeitswelt; nicht nur kann man durch Bewegungen an andere Bewegungen erinnern, so daß der Laut *o*, nicht zunächst durch seinen Klang, sondern durch das weite Aufreißen des Mundes, einen großen Raum verfinlicht, der Laut *i* entsprechend einen kleinen, sondern wir können auch an Farben durch Töne erinnern, wir können von einer Sinnesenergie durch die andere ein Bild machen. Die Metapher also, das Bild, kommt der Welt irgendwie nah, diesen Zwang findet *Mauthner* in der unentschleierten Welt; und so konnte an Blüß, Donner, Tod, Mord, Hunger, Frost, Liebe, Kind durch jelsam geheimnißvolle Klänge erinnert werden. „In dieser Gegend muß sich die werdende Sprache bewegt

haben, nicht in den legendaren Sprachwurzeln.“ Ist also die Sprache durch den selben Trieb und die selbe Möglichkeit entstanden, wie sie heute noch wächst, so kann sie zwar als Kunstmittel durch wachsende Bilderfülle und Bilderfeinheit immer vollkommener werden, kann aber auch heute uns nicht über die Wirklichkeitwelt aufklären: sie erinnert uns nur an unsere Sinnesindrücke.

Auch die Entstehung der Schrift, so führt Mauthner seinen Gedanken weiter, kann daran nichts irgend Entscheidendes ändern. Sonst kann ihr Einfluß gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Durch die Schrift erst wird die Erinnerung als solche vollkommen ausgebildet; die Schrift hat auch die Sprachveränderungen entscheidend beeinflusst, nicht nur durch die Gemeinsprachen, die auf die Dialekte zurückwirkten, sondern durch den Einfluß, daß eine nie geschriebene Sprache im Alphabet einer Sprache mit anderen Lauten ausgedrückt wurde; wer weiß, fragt Mauthner, ob die berühmte erste deutsche Lautverschiebung überhaupt einen anderen Grund hatte als den, daß die andere Sprache mit dem ungemäßen lateinischen Alphabet geschrieben werden mußte, ob nicht die Schrift erst der Sprachentwicklung fälschlich voranging und sie dann so beeinflusst hat, daß die Schrift Recht behielt? Es ist ein erst verblüffender, dann bestehender Einfall; ob aber die Schrift in jenen Zeiten der Ungelehrsamkeit diese Macht haben konnte, ist mir zweifelhaft. Wichtiger ist der Hinweis, daß vor Allem der Druck die Art unseres Denkens umgewandelt hat; alles Denken ist ja Sprache; aber wir haben schon angefangen, nicht mehr sprachlich zu denken, sondern bücherhaft. Ja, in den Arbeiten von Technikern und Mathematikern ist die Sprache schon zu einem überflüssigen und schädlichen Einschubsel geworden: sie können in Worten nur mühsam sagen, was sie in Formeln, Buchstaben und Zeichen ausdrücken.

All diese wichtigen Verbesserungen unseres Gedächtnisses ändern nur leider nichts an der entscheidenden Thatsache: daß es sich bei Alledem um nichts Anderes handelt als um Gedächtniß.

Und nun, zum Schluß dieses Bandes, stellt Mauthner noch einmal die Frage: Wie ist das Gedächtniß entstanden und geworden? Was ist zur Geschichte von Vernunft (nicht der Vernunft, sondern von irgend welcher sogenannten Vernunftthätigkeit) zu sagen? Wodurch unterscheidet sich also der Mensch vom Thier? Oder vielmehr: Wie ist aus einem Thier Das geworden, was man Mensch zu nennen sich gedrungen fühlt?

Diese Fragen werden durch eine neue ersetzt, die zunächst eine wohlbekannte Form hat: Wie ist Begriffsbildung aus Erfahrung möglich, da man zur Erfahrung schon Begriffe nöthig hat? Und so kommt Mauthner, der Kants Arbeit weiterzuführen und zu berichtigen den Beruf hat, auch hier noch einmal dazu, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Die Anschauungsformen des reinen Verstandes, die a priori, vor aller Erfahrung, in uns sein sollen und — trotzdem oder darum — sich mit der Wirklichkeitwelt decken, Zeit, Raum und Kausalität sind nur insofern a priori, als sie uns angeboren, also vererbt sind; insofern sind sie also allerdings schon vor der Erfahrung in uns. Es handelt sich bei Zeit, Raum und Kausalität um ererbte Disposition zur Orientirung; noch kühner ausgedrückt: um ererbte Metaphern. Die angeblich ursprünglichen Vernunftvoraussetzungen all unserer Erfahrungen sind frühe Bilder, mit deren Hilfe wir uns unsere Wirklichkeit im Gedächtniß — besser gesagt: als Gedächtniß — zu-

verflehen. Zeit, Raum und Kausalität sind nur sehr abstrakte Gelehrtenbegriffe, die man von all unseren Vorstellungen abziehen kann, weil sie zu all unseren Erinnerungsbildern gehören. Wie uns unsere Zufallsinne durch Vererbung gemeinsam sind, eben so ist uns das Gedächtniß und also auch seine „Formen“ vererbt und gemeinsam. Die Vernunft ist nicht ein Organ, das die Orientierungen in der Wirklichkeit erst ermöglicht, sondern umgekehrt: diese Orientierungen lassen in uns Etwas zurück — und wir erhalten es schon durch Vererbung —, das man Vernunft oder Gedächtniß nennen kann.

Was aber ist denn dieses Gedächtniß zuletzt? Was ermöglicht, daß wir nicht nur Eindrücke haben, sondern, daß Etwas zurückbleibt, als ob wirklich etwas Gefendtes auf etwas Empfängliches, etwas Hartes auf etwas Weiches und doch wieder Ähnliches auf Ähnliches sich eingebrückt hätte? Es war groß genug, diese Frage uns so beängstigend nah gebracht zu haben. Mauthner erklärt, keine Antwort zu haben. „Wir werden es so lange nicht wissen, als bis Jemand die Frage nach dem Gedächtniß besser gestellt haben wird.“ Und doch giebt er uns noch ein Bild mit auf den Weg, das vielleicht einmal eine fruchtbare Metapher werden kann, das freilich nur Ahnung, nicht Aperçu ist: er verweist auf das Gesetz von der Trägheit und der Erhaltung der Energie; auch im geistigen Leben kann vielleicht keine Empfindung ganz verloren gehen; was uns übrig bleibe, seien dann eben die Gedächtnisse.

Mit diesem Vielleicht schließt der Band; und zwei grausame, hohnvolle Fragen bekommen wir noch als *réjouissance* mit auf den Weg.

Wie kann sich denn das Gedächtniß vererben, wenn doch die Vererbung selbst wieder nichts ist als Gedächtniß? Ist es eine Erklärung, die selbe Sache nur mit verschiedenen Worten zu belegen? Wie kann man eine Geschichte von Vernunft schreiben wollen? Da sie doch nichts Anderes sein könnte als eine Erinnerung der Erinnerung? Das heißt eine Unmöglichkeit oder eine Tautologie? Mauthner will uns nicht vergessen lassen, daß seine Sprachkritik auch nur ein Werk der Sprache ist. Antworten wir ihm heute, indem wir ihn dankbar an das Wort erinnern, daß er in diesem Bande stolz und resigniert gesprochen hat: „Ich habe gesagt, was die Sprache mich sagen ließ.“

Eins wäre noch anzufügen. Mauthner hat uns gesagt, daß Raum, Zeit und Kausalität, Das heißt natürlich: nicht nur diese ausgeblasenen Begriffe, sondern eben so Das, was unser Verstand im Anschluß an unsere Sinne Räumliches, Zeitliches und Bedingtes überhaupt apperzipirt, nur Metaphern sind. Er hat uns ferner an früherer Stelle gesagt, daß nicht nur diese, sondern schon die allerfrühesten Metaphern eine geheimnisvolle Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit haben müssen. „Jrgendwo dockt sich die Metapher mit der Wirklichkeit.“ Sollte Das nicht daher kommen, daß auch die Wirklichkeit nichts Anderes ist als eben Metapher? Daß unsere fünf Sinne, unsere Zufallsinne, auch nur eine Sprache reden? Ist vielleicht die Sprache eben darum so unfruchtbar, weil sie zu sinnlich ist, nicht aber umgekehrt, weil sie etwa zu unsinnlich wäre? Sollte sie sich etwa zu klawisch an die angebliche Wirklichkeit, an die Metaphern unserer Sinne halten, nur nachplappern, was diese uns schon mit ganz ähnlich verfehlten Mitteln vorgeplappert haben? Sind nicht die Sinne mit der Sprache, mit Dem, was Schopenhauer Verstand genannt hat, so unldßlich ver-

wachsen, daß nicht der geringste Sinneseindruck ohne Mitwirkung der Sprache zu Stande kommt? Daß auch jede Wahrnehmung oder Empfindung schon nur eine Affoziation, eine Metapher, ein Erinnerndes ist? Sollte nicht der Versuch fruchtbar und möglich sein, die Welt in neuen Metaphern auszudrücken?

Mauthner weist den Weg zu diesen Fragen; ich glaube, auch eine Art Antwort könnte in seinem Geist unternommen werden. Ich bitte um die Erlaubniß, den Versuch später einmal zu wagen. Es ist eine Verwegenheit, einem so gewaltigen Werk Etwas anfügen zu wollen; aber erstens will ich bloß ein paar Worte sagen, die eigentlich — für meine Art zu lesen wenigstens — schon zwischen Mauthners Zeilen hervorspringen; und zweitens ist diese Sprachkritik ein so prachtvoll tapferes Buch, daß man im Lesen heiter, frei und kühn wird.

London.

Gustav Landauer.



Hannoversche Straßenbahn

Nis eines Morgens die wißbegierigen Zeitungsleser ihr Leibblatt in die Hand nahmen, fanden sie die folgende Depesche aus Hannover: „Die heutige außerordentliche Generalversammlung der Hannoverschen Straßenbahn, in der 500 Personen mit 14 652 Stimmen anwesend waren, nahm den Antrag des Aufsichtsrathes und der Revisionskommission auf Zahlung von 25 Prozent pro Aktie gegen Aushändigung von Gewinnantheilscheinen mit 11 294 Stimmen gegen 2843 Stimmen nach siebenstündiger Debatte an. Unter Voransetzung der Annahme dieses Antrages hatte die Dresdener Bank bereits vorher ihre Bereitwilligkeit erklärt, falls die Baarmittel zur Durchführung der Oberleitung nicht ausreichen sollten, den Fehlbetrag zu 4½ Prozent Zinsen vorzuschießen, mit der Einschränkung, daß vor Tilgung dieses Vorschusses eine Dividende ohne Zustimmung der Dresdener Bank nicht vertheilt werden dürfe.“

Seit vor einem Jahr in Altmoabit ein schlecht informirter Staatsanwalt öffentlich darüber aufgklärt worden ist, daß der Zusatz W. T. B. bei Zeitungsdepeschen nicht Wiener Tagblatt, sondern Wolffs Telegraphen-Bureau bedeutet, kann, so sollte man meinen, auch der friedsamste Spießbürger die meisten in seinem Blättchen gedruckten Telegramme auf ihren Ursprung zurückführen. Wolffs Telegramme zeichnen sich durch ein übereinstimmendes Moment aus: durch ihre Kürze. Wenn es sich nicht zufällig gerade um Schilderungen von Hoffestlichkeiten und Denkmalsenthüllungen handelt, würde die Knappheit ihres Stils selbst einer lakonischen Redaktion alle Ehre machen. Namentlich in Börsensachen befließigt sich das Telegraphenbureau einer ganz auffälligen Kürze; und besonders die gerade jetzt so interessanten Generalversammlungen der Aktiengesellschaften werden fast immer mit der selben Zeilenzahl abgethan. Die Leiter dieses Telegraphenbureaus haben ja in dem Prozeß gegen ein konkurrirendes Unternehmen beschworen, ihr Bureau werde von keiner Finanzmacht kontrollirt. An diesen Eid darf sich natürlich nicht der geringste Zweifel heranwagen. Wohl aber darf man sagen, daß die Redakteure und Mitarbeiter des W. T. B. eine feine Empfindung

für Das haben, was den Finanzmächten genehm ist. Und unsere Hochachtung vor diesem feinen Empfinden ist um so größer, als es ja nach den Beurtheilungen der Direktoren völlig unbeflüsselt ist.

Ich habe heute in der aus Wolffs Bureau stammenden Depesche über die Versammlung der Hannoverschen Straßenbahn-Gesellschaft ein Beispiel aus vielen herausgehoben. Wem mag wohl beim Lesen der wenigen Zeilen der Gedanke gekommen sein, daß diese Generalversammlung der Schauplatz einer gewaltigen Redefechtel war, in der auf der Verwaltung nachstehende Personen die schwersten Vorwürfe herniederpraxelten? Freilich wird ausdrücklich erwähnt, man habe sieben Stunden lang debattirt; aber aus dieser siebenstündigen Debatte weiß das Bureau nichts, gar nichts weiter mitzutheilen.

Die Angelegenheit der Hannoverschen Straßenbahn ist einer der interessantesten „Fälle“ der letzten Zeit. Diese Straßenbahn theilt mit einer Reihe ähnlicher Unternehmungen in anderen Städten das Geschick, daß sie sich mit der Stadtverwaltung nicht vertragen kann. Der Streit zwischen den beiden Verwaltungen ist in den Tageszeitungen mehrfach geschildert worden; übrigens unterscheidet er sich nicht von anderen Streitigkeiten, die auf ähnlichen Gebieten oft vorgekommen sind. Doch schon lang erhob man gegen die Straßenbahnverwaltung und deren Anhang manchen Vorwurf anderer Art. Namentlich wurde behauptet, Außenlinien seien mitunter nicht mit Rücksicht auf die Rentabilität der Bahn, sondern nach dem Interesse einzelner Aufsichtsrathsmitglieder geschaffen worden. Einzelne Mitglieder der Straßenbahnverwaltung hätten, so hieß es, durch die neuen Linien den Werth ihr Grundbesitzes zu steigern versucht. Diesen Streit mag ich nicht entscheiden. Ins Gewicht fällt freilich die Thatfache, daß solche Gerüchte durch eine Erwägung gefördert werden konnten: Herr Basse, der Vorsitzende des Aufsichtsrathes der Straßenbahn, ist zugleich auch Direktor der Braunschweig-Hannoverschen Hypothekenbank und könnte deshalb an der Gestaltung der Grundstückspreise ein gewisses Interesse haben. Aber viel interessanter als dieser häusliche Zwist ist die Art, wie man die Aktionäre behandelte, die nach solchen Gerüchten den nur allzu begreiflichen Wunsch hatten, sich ihr Unternehmen einmal näher anzusehen. Als der Kurs der Aktien mehr und mehr sank, veröffentlichte, am neunzehnten Juni dieses Jahres, die Verwaltung in der ihr gefügigen Presse einen Waschetzel, worin der Rückgang auf die Mägenschaften einer „Meinen, aber eifrigen Koterie“ zurückgeführt wurde, „die „planmäßig unwahre Gerüchte ansstreu.“ Wie sich später herausstellte, sind diese Gerüchte so ganz unwahr nicht gewesen, denn schon zum einundzwanzigsten Oktober mußte eine Generalversammlung einberufen werden, die über die finanzielle Rekonstruktion der Gesellschaft berathen sollte. In dieser Generalversammlung ging es sehr stürmisch her. Beinahe tausend Aktionäre waren erschienen. Und im Lauf der Debatte wurde Allen klar, um was es sich handelte und zu welchem Zweck von ihnen eine Zuzahlung von 25 Prozent verlangt werde. Die Gesellschaft war in den schlechtesten Verhältnissen und die Aktionäre sollten gezwungen werden, zuzuzahlen, damit die Dresdener Bank ihren Kredit in Höhe von etwa 2 Millionen flüssig machen könne. Diesen Kredit hatte die Dresdener Bank noch nicht gekündigt; als aber die beiden anwesenden Direktoren der Bank, von denen der eine sogar dem Aufsichtsrath der Straßenbahn angehörte, um bestimmte Auskunft darüber erludt

wurden, ob die Dresdener Bank bereit sei, den Kredit weiter zu stunden, lehten sie die Antwort mit der seltsamen Begründung ab, sie hätten keinen Auftrag von ihrer Bank, sich darüber zu äußern. Die Dresdener Bank hat also auch in diesem Fall, wie ja leider schon oft in der letzten Zeit, offenbar wohl über ihre Verhältnisse hinaus Kredit gewährt und mußte nun mit aller aufbierbaren Rücksichtslosigkeit zu ihrem Gelde zu kommen suchen. Zu der Oktoberversammlung scheiterte ihr Plan: die für die Zahlung erforderliche Dreiviertelmehrheit war nicht zu erreichen; zur Berathung dieses Punktes wurde eine neue Generalversammlung einberufen. Inzwischen aber wurde eine Kommission gewählt, die zunächst einmal den Aktionären Klarheit über die Lage der Gesellschaft und darüber verschaffen sollte, ob durch neue Geldzuschüsse der Aktionäre das Unternehmen überhaupt noch dauernd zu saniren sei. Die revidirende Kommission hatte nur wenig Zeit zu ihren Arbeiten, denn schon zum vierzehnten November war die neue Generalversammlung einberufen. Alle Vertagungsanträge der Aktionäre wurden abgewiesen; die Dresdener Bank hatte es sehr eilig.

Am zwölften November erschien nun der Bericht der Kommission, — ein der merkwürdigsten Dokumente aus den Tagen der neuesten Krisis. Die Kommission wurde auf Grund dieses Berichtes in der letzten Versammlung ein Schulkomitee für Aufsichtsrath und Direktion genannt; mit Recht, wie mir scheint. Ueber das Verhältniß der Dresdener Bank zur Hannoverschen Straßenbahn heißt es da in diplomatischer Wendung: „Der Kredit bei der Dresdener Bank wird sich mit Zinsen und Provision gegen Ende des Jahres auf rund 2 Millionen Mark belaufen. Dieser Kredit ist zwar noch nicht gekündigt, aber die Dresdener Bank ist befragt, jeden Tag den vollen Betrag oder doch einen großen Betrag der vorgestreckten Gelder zurückzufordern. Ein Versprechen, innerhalb eines bestimmten längeren Zeitraumes von der Rückforderung keinen Gebrauch machen zu wollen, ist von der Dresdener Bank nicht erteilt worden. Nach der Ansicht der Revisorkommission würde, falls die Beschaffung neuer Geldmittel bis nach der Beendigung der Revision hinausgeschoben werden würde, die Gefahr bestehen, daß die Gesellschaft in den Konkurs gehen müßte.“ Von einer gründlichen Revision ist gar nicht die Rede. Die Kommission erklärt selbst, dazu habe ihr in der kurzen Frist die Zeit gefehlt. Mit allerliebster Naivetät schreibt sie: „Sobald die Beschaffung der erforderlichen weiteren Geldmittel perfekt geworden ist, wird die Revisionsarbeit gründlich fortgeführt werden müssen.“ Die Aktionäre sollen also zunächst ihr Geld nachwerfen; dafür erkaufen sie dann aber nicht etwa die Gewißheit, ihr Unternehmen zu gesundem Leben zu führen, sondern fürs Erste nur das Recht auf weitere Aufklärung der Zukunftsaussichten. Wie eigenartig die Kommission — die doch berufen war, zu revidiren — gearbeitet hat, geht schon daraus hervor, daß sie auf der einen Seite zwar zugiebt, zu einer gründlichen Revision nicht Zeit gehabt zu haben, auf der anderen Seite aber erklärt, der Reservefonds sei in voller Höhe vorhanden. Wie mag in den Augen dieser Revisoren wohl der Reservefonds einer Aktiengesellschaft aussehen? Daß der Fonds in natura nicht vorhanden ist, bedarf keiner Versicherung. Er existirt also nur als Bilanzposten und seine Existenz ist daher erst in dem Augenblick festzustellen, wo man alle übrigen Posten der Bilanz geprüft und richtig befunden hat. Schon diese Aeußerung über den Reservefonds mußte in der Generalversamm-

lung einen Sturm der Entrüstung entfesseln. Und man hätte Grund gehabt, gegen die Ergebnisse der Untersuchung um so mißtrauischer zu sein, als ein unabhängiger Rentner, Herr Dahl, kurz vorher aus der Kommission ausgetreten war. Aber die Generalversammlung vom vierzehnten November war von den Bankinteressenten so vorzüglich informirt, daß die Opposition überwunden wurde und man mit einer immerhin beträchtlichen Mehrheit die Zahlung bewilligte.

Diese Versammlung war höchst charakteristisch für die jetzt üblich gewordene Generalversammlungsmache. Unter der Leitung des rührigen Justizrathes Kempner knebelte die Mehrheit, die durch umfangreichen Aktienkauf in der Zwischenzeit gestärkt worden war, die kleinen Aktionäre, die hilflos der geschlossenen Phalanx gegenüberstanden. Die Opposition leitete Herr Dahl, ein alter Mann, der als durchaus ehrlich gelten darf, da man sonst wohl nicht versäumt hätte, durch Kostgänger der Banken etwa auf seiner Ehre vorhandene Flecke beleuchten zu lassen. Der Mann rechtfertigte seinen Austritt aus der Kommission damit, daß er die Art ihrer Arbeit in unzwedentlichen Worten darstellte. Er schilderte auch die Passivität der Aufsichtsräthe; und man erfuhr dabei die interessante Thatsache, daß ihm eine Sammlung von Aufsichtsrathsprotokollen übergeben worden war, in der die Protokolle der letzten anderthalb Jahre, also gerade die wichtigsten, fehlten. Herr Dahl griß die Ziffern der Kommission an und nannte sie zu optimistisch. Er erzählte ferner, ohne Widerspruch zu finden, der Direktor der Straßenbahn habe Verschleierungen der Bilanz in einer Höhe von mehr als zwei Millionen dadurch zur Kenntniß des Aufsichtsrathes gebracht, daß er behauptete, die Zahlen seien „vergessen“ worden. Herr Dahl erklärte, der Hauptgrund, der ihn zum Austritt veranlaßt habe, sei gewesen, daß die Kommission nicht unter ihrer Würde gefunden habe, durch die Zeitungen Aktien zur Vertretung in der Generalversammlung zu suchen. Und in wessen Interesse diese Vertretungen herbeigeführt werden sollten, zeigt deutlich ein Brief des Vorsitzenden, des Herrn Geheimen Regierungsrathes und Oberbürgermeisters a. D. Ludwig, in dem er einen Aktionär auffordert, sich durch die Dresdener Bank in der Generalversammlung vertreten zu lassen. Der selbe Herr Ludwig trug auch der Versammlung die eigenartige Auffassung vor, daß die Revisionskommission nicht den Auftrag gehabt habe, zu revidiren, sondern nur den, die Geschäftslage des Unternehmens festzustellen. Daher der Name Revisionskommission.

Der Rentner Dahl, der die umbreinfluchte, aber ohnmächtige Ehrenhaftigkeit in der Versammlung repräsentirte, mußte sich natürlich scharfe persönliche Angriffe gefallen lassen; und das Heer von Rechtsanwältten, das auf ihn losgelassen wurde, trug schließlich denn auch den Sieg davon. Die Zahlung wurde bewilligt und die Dresdener Bank machte dann großmüthig zwei Konzessionen, die sie zwar nichts kosten, die trotz der 4½ Prozent Zinsen aber als besonders ehrenvoll für die Bank in den Berichten erwähnt werden; auch in Wolffs Bericht, der von den übrigen Vorgängen nichts zu melden weiß. Es wird sehr interessant sein, das Ergebniß kennen zu lernen, zu dem die Revisionskommission jetzt kommen wird; sie kann nun, da die Dresdener Bank ihr Geld hat, ja ohne Rücksicht revidiren. Oder hat sie vielleicht auch jetzt noch darauf Rücksicht zu nehmen, daß man unter Umständen die Aufsichtsräthe regresspflichtig machen könnte?

Plutus.